

ERBZAR

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 13. Monatlich erscheinen vier Nummern. Berlin, 1. April 1860. Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr. VI. Jahrgang.

Willis Monne.

Von
F. F. Smith.
(Fortsetzung.)

23. Capitel.

Sir Aubrey Fairclough und Willis betrachteten einander einige Augenblicke, ohne ein Wort zu sprechen. Ihr Schweigen hatte etwas Schreckliches; es glich der Ruhe, welche dem Sturme voranzugehen pflegt — der Stille in der Natur, die das Rasen des Gewitters verkündet. Es bedurfte keiner Erklärung zwischen ihnen, denn die offene Thür des Vorrathshauses, das Plätschern der sich entfernenden Ruderhölzer sagten dem Baronet, daß sein erkorenes Opfer entflohen, während die Gegenwart der Zigeunerin ihn belehrte, auf welche Weise sein entsetzlicher Plan vereitelt worden.

Wäre Sir Aubrey ein Bösewicht von gewöhnlichem Schlage gewesen, so würde er seinem Vorne wahrscheinlich in heftigen Vorwürfen Luft gemacht haben; er gehörte aber zu jener Classe kalter, mathematischer Sünder, die den mutmaßlichen Erfolg so gut wie die Stärke des Schlags berechnen und die Waffe, deren sie sich dazu bedienen, sorgfältig zuspitzen; sein Gesicht und noch viel weniger seine Worte verrathen daher niemals, was in seinem Innern vorging —

„Er war gleich jenem Mimen alter Zeit, Der seine Maske trug so lang', bis seine Züge zeigten dasselbe Bild.“

Nur besaß er gegenüber seinem berühmten Vorbilde den Vortheil, daß er diese Maske ganz nach seinem Willen verändern konnte, ohne nur den geringsten Zug seines wahren Gesichtes zu zeigen.

„Du hast mich betrogen,“ sagte er, „und Betrug verlegt mich.“

„Jeder Betrug?“ fragte Willis bitter.

„Jeder,“ erwiderte ihr Verföhler, „doppelt aber, wenn er von denen ausgeht, welche ich liebe. Du hast durch Deine unüberlegte Handlungsweise meine Ehre compromittirt.“

„Ehre!“ wiederholte das Mädchen mit ironischem Tone. „Worte thun der Zunge nicht wehe, die sie ausspricht, wenn sie auch schwer auf das Herz dessen fallen, der sie hört.“

Dogleich Sir Aubrey von dem Vorwurfe, den er, mit ihm das Gewissen zulüftete, in so reichem Maße verdiente, sich auf das Tiefste getroffen fühlte, so bewachte sich doch kein Muskel seines Gesichtes, welches seinen unveränderlich stereotypen Ausdruck beibehielt.

„Der Knabe, den Du entkommen liegest, war mein Stiefsohn,“ fuhr er fort.

„Das weiß ich.“

„Aber Du weißt nicht,“ sagte der Baronet, „daß sein Vormund, der sich auf beleidigende Weise überall einmischte, und der indem er Dich mir zurückbrachte fogleich unser Glück durch den Verrath des Geheimnisses meiner Verheirathung störte, den Knaben gegen mich eingenommen und ihn durch Anwendung der Autorität, welche ihm die Gesetze einräumen, von seiner Mutter getrennt hat.“

„Wenn ich nun meine Gattin

auch nicht liebe,“ fuhr er fort, „dem Herzen läßt sich nicht gebieten — so mag ich sie doch nicht unglücklich sehen, ohne wenigstens den Versuch zu machen, ihrem Unglücke abzuweichen. Mein Plan, ihren Sohn wieder in ihre Arme zu führen, ist durchkreuzt worden.“

Willis schauderte vor seiner Heuchelei — sie hatte gehört, wie er mit seinem gewissenlosen Kammerdiener Hanway den Mord des armen Phil verabredet hatte.

„Jetzt aber wird man meine Handlungsweise ganz falsch deuten.“

„Ich nicht,“ bemerkte die Hörerin kalt. „Ich habe Deinen Plan aus Deinem eigenen Munde gehört.“

Sie sagte weder wo noch wann.

„Ich muß Dich auf einige Tage verlassen,“ sagte der Baronet. „Deine thörichte Handlung macht meine Anwesenheit in London nöthig; ich muß die übeln Gerüchte, die ohne Zweifel über mich im Umlauf sind, zum Schweigen bringen. Die Verleumdung schont Niemand.“

„Verlaß mich nicht!“ rief das unglückliche Mädchen. „So grausam Du mich auch betrogen hast, ziehe ich Deine Gesellschaft doch der Einsamkeit vor; denn die Einsamkeit bringt mich zum Nachdenken — bringt bittere Gedanken — welche mir nur zu klar beweisen, wie sehr ich mich von meinem schwachen Herzen täuschen ließ.“

„Das hättest Du bedenken sollen, ehe Du einen solchen Schritt unwiderruflich machtest,“ entgegnete Sir Aubrey.

„Betrüger!“

„In meiner Liebe habe ich Dich nicht betrogen,“ antwortete der Verföhler mit gut gespielter Zärtlichkeit, „diese wenigstens ist stets wahr gewesen. Ich bin nicht mit dem Maßstabe zu messen, den man an die Handlungen der Menschen zu legen gewohnt ist. Von vornehmer Abkunft, gelangte ich nur zu jener Erbchaft der Armuth — dem gewöhnlichen Theile der jüngeren Söhne — meines Vaters Namen zu tragen, nicht aber einen Antheil an seinem Vermögen zu erhalten; mit Ausprüchen, mich den Vornehmsten Englands an die Seite zu stellen, war ich arm, abhängig, geduldet, bemitleidet. Jahre vergingen; sie brachten mir endlich den leeren Titel, denn die sonst dazu gehörigen unveräußerlichen Familiengüter waren auf schmachvolle Weise davon getrennt und ein Kind, ein armseliges Kind der Waise derselben. Kannst Du Dich nun wundern, kannst Du mich tadeln, wenn ich, um dem nagenden Kampfe mit der Armuth, dem harten Kriege mit der Welt, den beständigen Qualen des eigenen Herzens zu entgehen, meine Hand nach einer reichen Erbin ausstreckte — ohne einen Funken von Liebe für sie zu fühlen, die Frau heirathete, deren Gold mich zum reichen Manne machte? Du wirst mich vielleicht fragen,“ fuhr der Heuchler fort, „ob ich glücklicher oder besser durch diesen Wechsel wurde? Ich antworte offen: Nein. Die Kette, in welche ich mich geschmiedet hatte, brückte mit nicht geringerer Heftigkeit, wenn auch ihre Glieder von Gold waren. Endlich, Willis, sah ich Dich und süßte zum ersten Male jene veredelnde Liebe, die das Herz reich macht. Ich gewann Dich; die Mittel, durch welche es geschah, lassen sich nicht rechtfertigen; aber Du warst mein, mein Leben, mein Alles. Ich hielt Dein Vertrauen für so stark, wie meine Liebe, und jetzt — jetzt hast Du mich getäuscht, furchtbar getäuscht; hast meine Ehre an den Pranger gestellt, mich in den Augen der Welt herabgesetzt.“

Der Baronet wußte in Wort und Mienen so vollkommen den in seinen heiligsten Gefühlen verwundeten Liebenden zu spielen, daß Willis ihm ohne Zweifel geglaubt haben würde, hätte sie nicht das entsetzliche Gespräch zwischen ihm und seinem Mitschuldigen mit angehört, in welchem der Mord in allen seinen Einzelheiten, ja selbst das Fortschaffen des Leichnams kalt und ausführlich überlegt worden war.

Ihr natürliches Entsetzen zurückdrängend, beschloß Willis, für immer über das Entsetzliche, was sie erfahren, zu schweigen. Jetzt, da das Opfer entflohen, konnte die Enthüllung von weiter keinem Nutzen sein, außerdem war sie allein auf der Welt, unerfahren und ohne alle verwandtschaftliche Bande; der schuldbeladene Mann war der Vater ihres Kindes; ja trotz aller seiner Schlechtigkeit liebte sie ihn immer noch.

Es ist merkwürdig, wie innig Frauen dem Gegenstande zugehan bleiben, für den ihr Herz zuerst ein Interesse faßte. Mag selbst die Zuneigung durch Unfreundlichkeit oder Vernachlässigung zerstört werden, so wird die Erinnerung dennoch ihre Kraft bewahren. Die erste Liebe gleicht der Blume, deren verwelkte Blätter noch den Duft bewahren.

„Konnte ich weniger für ihn thun?“ fragte sie. „Wüßte ich nicht den besreien, der mir mein Kind wieder gab?“

„Aus diesem Grunde vergeblich Dir,“ erwiderte Sir Aubrey



Die Mode.

Fairclough, völlig überzeugt, daß sie keine Ahnung von seinen strafbaren Absichten habe. „Aber Du hast mich seinem Vormunde gegenüber auf eine traurige Weise bloßgestellt.“
 „Durchaus nicht,“ sagte das Zigeunermädchen. „Ich habe kein Versprechen.“

„Was für ein Versprechen?“
 „Mich seinen Freunden nicht als seine Befreierin zu nennen.“
 Der Baronet lächelte ungläubig.
 „Er wird es halten,“ rief Willy vertrauensvoll aus. „Warum daran zweifeln? Ach, wir beurtheilen die Handlungsweise Anderer immer nach unserer eigenen! Ich sehe mein Leben zum Pfande, daß er mich nicht täuscht.“
 „Du kennst die Welt nicht,“ bemerkte der Baronet.
 „Ich kann aber in den Herzen lesen,“ antwortete die Zigeunerin, „und das ist eine bessere Weisheit.“

„Vielleicht — vielleicht!“ murmelte der Baronet.
 Sir Aubrey Fairclough empfand eine so tiefe Zuneigung für Willy, als ihm sein durchaus werthloses, selbstfüchtiges Naturell nur für irgend ein menschliches Wesen zu fühlen gestattete; es lag gerade in ihrer eigenthümlichen Schönheit ein ganz besonderer Reiz, ein Raffinement für seinen verwöhnten Geschmack; wie würde es seinen Stolz und seine Eitelkeit verwundet haben, hätte er wissen können, daß er, anstatt sie über seine Absichten hinsichtlich Philis zu täuschen, durch alle seine Beteuerungen nichts bezweckte, als sich in ihren Augen zu erniedrigen. Daher diese äußere Ruhe, während in seinem Innern die heftigsten Leidenschaften kochten, dieser Ton verwundeter, durch ungerechten Verdacht beleidigter Ehre.

Am andern Morgen reiste er nach London ab, entschlossen allen denjenigen, die er als seine Feinde zu bezeichnen beliebte, eine kühne Stirn zu zeigen und den Lauf der Ereignisse abzuwarten.

Wie unsere Leser sich leicht vorstellen können, war John Compton durch das geheimnißvolle Verschwinden seines Mündels in die furchtbare Unruhe versetzt. Sein Verdacht richtete sich augenblicklich nach der Seite, von wo nur allein die Anregung zu dem Verbrechen ausgegangen sein konnte, und er beschloß Alles aufzubieten, um auf die Spur der Helfershelfer zu gelangen. Noch vor Tagesanbruch wurden Zettel an alle Ecken der Hauptstadt geklebt, welche dem Entdecker des Geraubten eine bedeutende Belohnung verhiessen, wie auch die Polizei ihre ganze Thätigkeit aufbot.

Über Brandreth, der die Nacht in fruchtlosem Suchen zugebracht hatte, kehrte matt und niedergeschlagen nach der Wohnung des reichen Mäkkers zurück.

„Daß Phil ein solcher Narr sein konnte, nach allen Warnungen, die man ihm gegeben, in eine Schlinge zu fallen!“ rief der Vormund aus.

„Der Name seiner Mutter hat als Lockpfote gedient,“ sagte unser Held.

„Sie ist seiner Liebe nicht werth,“ brummte der Mäkker, „er konnte das jetzt wohl einsehen lernen.“

„Sie ist aber immer seine Mutter,“ bemerkte Oliver mit einem Seufzer, denn er fühlte, wie wenig sein eigenes Herz einer solchen Versuchung zu widerstehen wohl im Stande gewesen sein würde.

Dieser Eingebung folgend, begab sich John Compton sogleich nach Sir Aubrey's Wohnung und bestand, obgleich er zu einer sehr frühen Tageszeit dort ankam, darauf, sogleich zu dem Baronet oder zu dessen Gattin geführt zu werden.

„Massa nicht zu Hause,“ sagte Samba, welche auf den Ton seiner Stimme erschien; „er auf dem Lande ist, drei Tage schon, und Lady Missie schläft — nicht glücklich. Massa böser Mann.“

„Ich muß sie sprechen,“ erwiderte der Besucher, „das Leben ihres Sohnes —“

Die Negerin unterbrach ihn durch einen so durchdringenden Schrei, daß derselbe den Portier, der während der ganzen Nacht in seinem großen Stuhle die Rückkunft des Baronet erwartete hatte, aus seinem Schlummer erweckte und mehrere Diener in die Halle rief.

„Massa Phil krank, und Ihr nicht kamet früher, es sagen. Wo seine Schule ist? Alle Samba will gehen, ihn pflegen.“

„Er hat die Schule verlassen,“ versetzte John Compton. „Seine Feinde entdeckten den Ort, wohin ich ihn gebracht hatte; sie haben seine Spur auch nach London verfolgt, und gestern Abend endlich ist er von meinem schützenden Dache hinweggelockt worden.“

Die Augen der Negerin schossen Blitze.
 „Warum ich ihn nicht tödten?“ rief sie aus. „Warum ich ihn nicht tödten? Ihr Lady Missie sehen sollt; kommt mit Samba.“

John Compton folgte der Negerin nach dem Boudoir ihrer Herrin, wo sie ihn warten ließ, bis sie dieselbe geweckt habe, welche bald darauf, in ein weites Morgenkleid gehüllt, zu ihm eintrat.

Lady Fairclough hatte sich sehr verändert, seit ihr Verwandter sie zum letzten Male gesehen. Ihr Gesicht sah mager und abgepaunt, ihre Augen matt vom Wachen aus.
 „Bringen Sie mir Nachrichten von meinem Gatten?“ fragte sie eifrig.

„Ich kummere mich sehr wenig um Sir Aubrey,“ entgegnete John Compton kalt, denn er war entrüstet über ihre Herzlosigkeit gegen sein Mündel, den sie nicht ein Mal besucht hatte.
 „Haben Sie vergessen, Madame,“ fügte er hinzu, „daß Sie nicht nur Gattin, sondern auch Mutter sind?“

Bei dieser Anspielung auf ihren Sohn wurde die Dame bleich.

„Massa Phil!“ schluchzte Samba. „Armer Massa Phil!“
 „Was ist mit meinem Sohne vorgefallen?“ rief Lady Fairclough aus. „Obgleich es Ihnen gelungen ist, sein Herz von mir abwendig zu machen, und Sie sogar verhindert haben, daß er an mich schriebe, habe ich doch das Herz einer Mutter, mein Herr, und liebe ihn immer noch.“

„Ihn am Schreiben verhindert?“ versetzte John Compton unwillig. „Ich habe Ihnen wenigstens ein Duzend Briefe von ihm zugesandt, ja ich schrieb selbst, um Sie von seiner Ankunft in London und seiner Ungeduld, Sie zu sehen, zu benachrichtigen!“

„Massa böser Mann,“ sagte die Negerin — „böser Mann.“
 „Ruhe!“ rief ihre Herrin ungeduldig. „Ich mag nicht auf Dich hören.“

„Keiner dieser Briefe erreichte mich,“ fuhr sie fort.
 „Vielleicht fanden sie ihren Weg nach Woodbine Cottage,“ bemerkte der Mäkker spöttlich, „wo ich Ihren Gemahl vor wenigen Tagen bei seiner Geliebten verließ.“

„Zu ihm zurückgekehrt?“ freischte die unglückliche Frau; „Willy zu ihm zurückgekehrt?“

„Mit ihrem Kinde,“ fügte ihr Verwandter hinzu, dem die Gelegenheit erwünscht kam, ihr die Werthlosigkeit desjenigen zu beweisen, für den sie sich aufgeopfert hatte.

Ihr größter Feind, hätte sie einen solchen besessen, würde Lady Fairclough des Eindrucks halber, den diese Worte auf sie hervorbrachten, bemitleidet haben. Einige Augenblicke lang preßte sie ihre Hand fest auf das Herz, wie um den Todeskampf desselben zurückzudrängen; endlich gab sie der Heftigkeit ihrer Gefühle nach und sank bitterlich weinend auf den Fußboden nieder. Aber Thränen konnten die Qualen der Eifersucht nicht lindern, wie Del, ins Feuer gegossen, dienten sie eher zur Vermehrung der Flamme, die ihr Inneres verzehrte.

John Compton war aufs Höchste erschrocken und hätte viel darum gegeben, wenn er seine Worte hätte zurückrufen können. Die treue Negerin wiederholte, während sie ihrer Herrin beistand, ihren alten Refrain —

„Massa böser Mann. Lady Missie liebt ihn zu sehr, und das nicht gut.“

„Liebe!“ wiederholte der Urheber des Schreckes, „es ist Wahnsinn — Nartheit! Ebenso gut könnte sie eine Schlange lieben, die sie umstrickt hat.“

In diesem Augenblicke erschien Sir Aubrey, der soeben von Richmond angekommen war. Auf den ersten Blick übersah er, was hier vorgegangen war, daß er entdeckt, angeklagt sei.

Samba betrachtete ihn mit einem wüthenden Blicke.
 „Verlassen Sie mein Haus, Herr!“ rief er aus.
 „Wo ist mein Mündel?“ fragte Philis Vormund.

„Nichten Sie diese Frage an diejenigen,“ antwortete der Baronet, „denen Sie ihn zur Bewahrung übergeben.“

„Das Gesetz wird danach fragen,“ erwiderte eifrig der Mäkker. „Ich habe schon eine bedeutende Belohnung für seine Entdeckung ausgeschrieben und Ihnen die Polizei auf den Nacken gehetzt. In wenigen Stunden wird die Sache vor den Kanzler gebracht werden; koste es mein halbes Vermögen,“ fügte er hinzu, „ich will ihn entweder retten oder rächen!“

Der Ränfeschmied lächelte verächtlich; wenn auch sein Vorhaben für dieses Mal vereitelt war, fühlte er sich doch vor dessen möglichen Folgen sicher, und darauf baute er schon seine Pläne für die Zukunft.

„Clara,“ sagte er zu seiner Gattin, sobald John Compton und die Negerin sich entfernt hatten, „es wäre nutzlos, Dir etwas zu verhehlen, dieser Zwischenträger hat Dich bereits von Allem unterrichtet.“

„Es bedurfte seiner Bestätigung nicht, um mich von Deiner Untreue zu überzeugen,“ erwiderte die Dame in leidenschaftlicher Aufregung. „Lange schon habe ich die traurige Wahrheit entdeckt, daß ich nur meines Reichthums wegen geheirathet wurde. Aubrey, ist das der Lohn für eine Liebe gleich der meinigen! Aber bis jetzt hast Du nur die Schwäche meines Charakters kennen gelernt; es wird Zeit, daß ich Dich auch von seiner Stärke überzeuge, nicht länger kann und will ich dieses graufame Spiel mit meinem Herzen ertragen! Wähle jetzt — ich überlasse es Dir — zwischen Deiner Geliebten und Deiner Gattin. Willige ein, England mit mir zu verlassen, und ich will das Geschene verzeihen, verweigere es — und —“

„Und was?“ fragte der Baronet, da er ihr Zögern bemerkte.

„Und wir trennen uns,“ fügte Lady Fairclough hinzu.
 „Du lächelst, Du hältst meine Worte für die plötzliche Eingebung der Leidenschaft, die ich, das schwache, liebende Weib, schnell widerriuen werde. Täusche Dich nicht. Schon seit Wochen kenne ich Deine Untreue, aber ich verschloß das brennende Geheimniß in meiner gequälten Brust — lächelte bei Deinen Liebesbeteuerungen — hörte Deine Entschuldigungen wegen Deiner Abwesenheit — und wußte, daß sie erlogen waren; erlogen wie die Gefühle, welche Du mir einst heucheltest. Du kannst mich nicht länger betrügen,“ fuhr sie fort, „die Zigeunerin ist zu Dir zurückgekehrt; ich glaube Euch auf immer getrennt zu haben, aber ich sehe, daß ich im Irrthum war.“

„Du also warst es, die sie ihren bittersten Feinden in die Hände lieferte?“ bemerkte ihr Gatte.

„Ich war es!“ sagte die beleidigte Frau. „Mein Rechtsbeistand hat hinlängliche Gründe, um beim Gericht die Scheidung anhängig zu machen.“

Sir Aubrey wiederholte langsam das Wort: Scheidung.
 „Wenigstens werde ich dadurch von den Vorwürfen einer eifersüchtigen Gattin befreit,“ bemerkte er mit einem beleidigenden Lächeln.

„Und zu gleicher Zeit von ihrem Vermögen,“ entgegnete Lady Fairclough mit einer Festigkeit, die ihn in Erstaunen versetzte. „Wäge es so sein, ich habe alsdann wenigstens die Genugthuung, zu wissen, daß meine Nebenbuhlerin nicht länger von meinem Gelde unterhalten wird.“

„Clara,“ rief der Heuchler aus, „das ist Thorheit — Wahnsinn! Ich mache mir nichts aus dem Mädchen. Es war eine Laune, woran das Herz keinen Antheil hat, denn Dir, nur Dir gehört meine Liebe! Du lächelst ungläubig. O, glaube nicht, daß ich den bereuenden Gatten spielen, weinen und um Verzeihung flehen will; wäre meine Verirrung zehnmal größer gewesen, ich würde es nicht thun — solche Niedrigkeit liegt nicht in meiner Natur — dazu bin ich zu stolz; wäre ich reich, könnte ich mich vielleicht so tief demüthigen. Was nun Willy anbelangt, so ist es mir gleichgiltig, wenn ich sie niemals wiedersehe; aber ihr Kind will ich nicht verlassen — o, daß ich sagen könnte: unser Kind, Clara! Du kannst freilich ein solches Gefühl nicht verstehen,“ fügte er sarkastisch hinzu, „aber es ist nichtsdestoweniger wahr.“

Diese letzten Worte klangen wie ein bitterer Vorwurf in das Ohr des schwachen, leidenschaftlichen Weibes, das aus Liebe für ihn alle Zärtlichkeit, ja beinahe alle Erinnerung an ihren Sohn verloren hatte; sie fühlte ihn schmerzhaft.

„Mein Knabe hätte diese Worte ausprechen sollen,“ erwiderte sie. „Dem Himmel sei Dank, es ist noch nicht zu spät, meine Ungerechtigkeit gegen ihn wieder gut zu machen, wenn er mir je wiedergegeben werden sollte.“

„Fahre fort,“ sagte der Baronet, „fahre fort, Beleidigung auf Beleidigung zu häufen, sage daß Du mich einer die Menschheit entwürdigenden That fähig glaubst, stimme ein in die Verleumdungen gegen Deinen Gatten. Es ist dies der Weg, seine Liebe zu gewinnen.“

„Nein, Aubrey, von Grund der Seele spreche ich Dich von jedem Anschlag auf sein Leben frei; aber dies räthselhafte Verschwinden?“

„Er wird sich finden,“ unterbrach sie der Heuchler.
 Wie um diese Vorherjagung zu befähigen, trat in diesem Augenblicke die Negerin in das Zimmer und überreichte ihrer Herrin ein Billet von Mr. Compton, welches die Lady hastig durchlas.

„Er ist zurückgekehrt,“ rief sie — „ist gesund in dem Hause seines Vormundes. Eine Centnerlast ist von meinem Herzen genommen.“

Sie hätte hinzufügen können: Ein Vorwurf.
 Der Baronet sah seinen Vortheil und verstand ihn zu folgen.

„Clara,“ sagte er, sobald Samba das Zimmer verlassen hatte, „ich will mich jetzt ganz offen gegen Dich ausdrücken. Bloße Schönheit kann wohl den Liebhaber gewinnen, aber ein edles, großmüthiges, aufopferndes Herz gefunden, ich würde Dich nicht geliebt, ich würde Dich vergöttert haben — ich hätte Dich angebetet, verehrt wie eine Heilige; Dankbarkeit, Bewunderung, Achtung würden die Kette befestigt haben, welche Deine Reize zuerst um mich schlangen.“

Lady Fairclough betrachtete ihn mit zweifelnden Blicken.
 „Für eine solche Gattin würde meine Ergebenheit über Grenzen gewesen sein; mein ganzes Leben wäre nur eine beständige Sorge für ihr Glück gewesen,“ fuhr er fort. „Jetzt ist es noch nicht zu spät, mich zu einem Gatten zu machen wie ihn ein Weib nur wünschen kann, wärest Du nur ein Opfer fähig.“

„Nenne das Opfer, Aubrey!“ rief die Dame in größter Regung aus. „Besteht es in Geld?“

„Denke nicht so gering von mir,“ erwiderte der Baronet, „die goldene Fessel hat mich nie halten können.“

„Nenne es!“ wiederholte die verblendete Frau.
 Sir Aubrey nahm ihre Hände in die seinige, zog sie zu seiner Arme und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr. Er schreckte zusammen — wurde bleich, dann überflog plötzlich tiefe Röthe ihre Wangen, und ihre ganze Gestalt fing frampfhaft an zu zittern.

„Ich sehe,“ fügte er laut hinzu, „Du hast nicht das Opfer zu bringen. Du hast ganz Recht, wie Du schon sagtest, meine Untreue liegt klar am Tage; es wird für uns beide besser sein, unsere unpassende Verbindung zu lösen.“

„Kann nichts Geringeres Dich zufrieden stellen,“ schluchzte die niedergebogene, zerknirschte Frau.

„Nichts.“

„Und wenn ich einwillige?“

„So verlassen wir England, lassen das Meer zwischen uns und der Ursache Deines Unglücks!“ rief der Heuchler mit gespielter Zärtlichkeit, „und eine freudreiche Zukunft soll meine frühere Vernachlässigung wieder gut machen. Ich werde länger der kalte, launenhafte Ghemann sein, Clara,“ fuhr er fort, „sondern der zärtlichste und ergebenste Liebende, den die großmüthige Benehmen für immer in Deine Arme zurückführt hat.“

„Und Du versprichst mir, meine verhasste Nebenbuhlerin nie wieder zu sehen?“

„Ich schwöre es.“

„Ihr selbst nicht ein Wort — ein Abschiedswort zu sagen?“

„Ich werde selbst nicht mehr an sie denken,“ erwiderte der Baronet, „denn es wird in meinem Gedächtniß nur Raum für das Bild eines edeln —“

„Lobe mich nicht,“ unterbrach ihn Lady Fairclough, in die Arme sinkend, „lobe mich nicht. Laß Dich die Größe des Dyr von der Stärke meiner Liebe überzeugen; aber, Aubrey, ich würde Dich, könntest Du mich wieder betrügen, so würdest Du mich einer Feindin umwandeln.“

„Unmöglich,“ sagte ihr Gatte, indem er ihre bleiche Stirn küßte.

„Und wann werden wir abreisen?“

„In fünf Tagen.“

„In fünf Tagen,“ wiederholte das Opfer seiner eignen Schwäche. „Ich werde bereit sein, aber das —“

„Ueberlaß das mir,“ sagte der Baronet, „Du brauchst nicht darum zu kümmern.“

24. Capittel.

John Compton war durch die Auskunft, welche sein Weib über sein Abenteuer gab, einigermaßen verwirrt und aus dem nicht zufriedengestellt. Er verstand vollkommen, daß durch die Vorspiegelung eines Zusammentreffens mit der Amme von seinem Hause hinweggelockt und von den Männern auf das Land geschleppt worden war — so weit erschien die Sache ganz klar. Anders verhielt es sich aber mit seiner Flucht; getreu dem Willy gegebenen Versprechen, verschwiegen Philis nur ihren Namen, sondern weigerte sich auch, seinem Vermunde die leiseste Andeutung zu geben, durch welche dieser Orte seiner Gefangenschaft oder den Personen, welche darüber Hand im Spiele hatten, auf die Spur gelangen konnte.

Sein Schweigen war vielleicht nicht klug; aber es hatte größere Verdienst, großmüthig zu sein, und Oliver Brandreth dem er es im engsten Vertrauen als eine Gewissenssache theilte, billigte seinen Entschluß vollkommen.

„Dein Versprechen legt Dir größere Verpflichtungen, das bloße Verschweigen ihres Namens auf,“ bemerkte unser Held, „und es würde Dir übel anstehen, einen Act weissen Dankbarkeit durch Mißbrauch des Vertrauens zu vergelten.“

„bezwifle nicht, daß Dein sauberer Stiefvater der Urheber der ganzen Sache ist; freie Dich seinen Händen entronnen zu se, daß es Dir aber eine Warnung für die Zukunft werden. Ich mir nur unbegreiflich, wie sie an den Ort kam, noch dazu der Nacht; gab sie Dir keine Erklärung darüber?“

„Nein.“

Beide Knaben waren, zu ihrem eigenen Glück, noch hinlänglich mit der Verderbtheit der Welt bekannt, um nur ein Augenblick dem Gedanken Raum geben zu können, daß Aubrey Fairclough und Mr. Harley, Willy's Gatte, ein und selbe Person sein könnte.

Phil fand, als ihn Mr. Compton von Neuem über den Gegenstand befragte, einen ausgezeichneten Verbündeten in dem Freunde, der für ihn antwortete:
 „Er kann es Ihnen nicht sagen, Herr, ohne sein Verbrechen, und das wäre gemein und strafbar — Sie selbst müßten ihn deswegen verachten.“

„Er hat es Ihnen doch aber gesagt.“

„Das ist ganz etwas Anderes,“ erwiderte unser Held, „hat kein Geheimniß vor mir.“

„Aber eine Frage — nur eine —“ sagte dringend der Mäkker.
 Keiner der Jünglinge antwortete; sie erwarteten die Frage.

„Wurde das Versprechen durch Drohungen von Dir erpreßt?“

„Nein.“

„Gibst Du es einer Frau oder einem Manne?“

„Das sind zwei Fragen,“ rief Oliver lachend; „aber ich denke, Phil, Du darfst sie beantworten.“

„Einer Frau, Herr,“ antwortete sein Mündel.

„Seiner Mutter,“ rief John Compton nachdenkend aus.

„Nein, nicht der Lady Fairclough,“ fügte der Jüngling hastig hinzu, ängstlich besorgt, der Vormund könne seiner Mutter, wenn auch nur in Gedanken, Unrecht thun.

„Ich habe das nur geraten und will nicht weiter in Dich bringen,“ erwiderte der Vormund, in seinem Innern überzeugt, daß, wenn nicht seiner Mutter, er seiner Amme das Versprechen gestiftet habe. „Handele mit Klugheit, Du hast keinen gewöhnlichen Feind gegen Dich; Sir Aubrey besitzt nicht nur die List der Schlange, sondern auch die Grausamkeit des Tigers. Ich hätte ihm sehr gern das letzte Verbrechen bewiesen,“ fügte er hinzu, „es würde mir für die Zukunft eine gefährliche Waffe gegen ihn in die Hände gegeben haben.“

Am demselben Abende hatte der Mäkler eine lange und geheime Beratung mit den Obersten Grey über die besten Mittel, welche für die Sicherheit seines Mündels anzuwenden wären. Die Verantwortlichkeit — abgesehen von dem warmen Interesse, welches ihm der Jüngling außerdem einflößte — hing an, schwer auf ihm zu lasten.

„Der räthselvolle Bisewicht hat seine Agenten überall,“ bemerkte er; „sie fanden den Knaben selbst in Kotzwald; kein Platz in England ist sicher für ihn.“

„Warum schicken Sie ihn nicht ins Ausland?“ sagte sein Freund.

„Zu jung,“ brummte John Compton — „zu jung, um sich allein überlassen zu sein, und wo sände ich einen Freund, dem ich ihn ohne Bedenken anvertrauen könnte. Außerdem würde er dadurch seinem Vaterlande entfremdet werden, und ich gehöre nicht zu denjenigen, welche glauben, daß der Verlust eines wahren englischen Charakters durch die Erlangung der Vollkommenheit in fremden Sprachen aufgewogen werden kann. Er mag lieber französisch wie ein Gasconner und italienisch wie ein Deutscher sprechen, als nur das Geringste von seinen rechtlichen, ehrenhaften Gefühlen und Ansichten verlieren.“

„Zur See dann,“ sagte der Oberst, „da ist Ihr Freund, der Capitain Brandreth.“

„Das war ein guter Gedanke,“ rief der Mäkler entzückt von diesem Vorschlage aus. „Besser die Gefahren des Meeres, als die Schwäche seiner Mutter und die Wahnvisionen seines Stiefvaters. Außerdem wird Oliver Brandreth da bei ihm sein, und ich habe mehr Vertrauen zu dem Urtheile und dem Muth dieses Knaben, als zu der Klugheit manches Mannes mit grauen Haaren.“

Als der Mäkler unserm Helden diese Lobrede hielt, wußte er noch nicht, daß dieser sich nicht nach Malta und zu seinem Vater auf den Agamemnon begeben wollte.

Nach an demselben Abend schrieb John Compton einen Brief an Capitain Brandreth, worin er ihn von seinen Wünschen und Ansichten in Kenntniß setzte.

Oliver hatte versprochen, den Obersten Grey und dessen Nichte, die vermittelte Lady Fairclough, nach Nottingham Hall zu begleiten, um zu versuchen, ob dieselbe dort nicht irgend eine Nachricht über ihr verlorenes Kind erhalten könne. Die Hoffnung, daß dies der Fall sein könne, war nur eine sehr schwache, denn ihr Verdacht wandte sich hauptsächlich auf Sir Aubrey's Hefersbäcker, die Inhaber des Irrenhauses, die sie auf ihrer Flucht ergriffen hatten. Die unglückliche Mutter hatte nicht den leisesten Gedanken an eine Bekanntschaft ihres Verfolgers mit den Zigeunern.

Der arme Phil war ganz niedergeschlagen, daß er nicht von der Partie sein durfte; er hätte zu gern die verfallene Scheune, das alte Herrenhaus und den einsamen Weg, den er mit Oliver durchzogen, wieder besucht, aber sein Vormund blieb unerbittlich.

John Compton war durch das letzte Abenteuer seines Mündels in so große Furcht versetzt, daß er ihn nicht aus den Augen lassen mochte.

Es waren große Veränderungen seit der Zeit, wo die beiden Ausreißer, Oliver und Phil, dort die Nacht zugebracht hatten, in Nottingham Hall vorgegangen. Die Wiese, die davor lag, war gänzlich mit Gesträuch überwachsen, die Hecken, welche sie vom Wege trennten, abgebrochen und die Fenster des oberen Stockwerkes, so wie die zur ebenen Erde dicht verschlossen.

Es war ein vollständiges Gemälde der Verödung.

„Der Platz scheint unbewohnt,“ bemerkte Oberst Grey, der schon eine halbe Stunde an dem Haupteingang geklingelt hatte.

„Sind Sie gewiß, daß dies das Haus ist?“

Seine Nichte, die dem Hause gerade gegenüber sich noch im Reifewagen befand, blickte ihn vorwurfsvoll an. War es möglich, daß das Herz einer Mutter sich irren konnte?

„Nun, nun,“ sagte der Onkel, der ihre stumme Antwort vollkommen verstand, „ich bin ein wenig ungeduldig. Oliver ist vielleicht glücklicher gewesen.“

„Unser Held, der an der Hinterthür des Hauses Einlaß zu erhalten versucht hatte, erschien jetzt, gefolgt von einem rechtlichen aussehenden Landmann, welcher eine Hütte und ein paar Acker, die früher zu dem Parke gehörten, gepachtet hatte.

„Hatten Ihre Bemühungen Erfolg? — Haben Sie irgend eine Auskunft erhalten?“ fragte die Lady hastig.

„Doctor Lacy, der Herr, dem wir Beide so tief verpflichtet sind, ist von hier fortgezogen,“ antwortete Oliver traurig, denn sein von Natur so gutes Herz fühlte ihren Kummer mit.

„Fortgezogen!“ schluchzte die Dame; „meine letzte Hoffnung ist verschwunden.“

„Fortgezogen,“ wiederholte Oberst Grey ungeduldig — „wohin?“

„In 'n fremdes Land, Herr,“ antwortete der Landmann, der unsern Helden begleitete.

„Aber wohin? — wohin?“

„D' alte Haushälterin,“ antwortete der Bauer, „weiß mehr von Doctor Lacy, dem alten Hause und der weißen Frau,“ fügte er, seine Stimme zu einem Klüffern herabsetzend, hinzu, „als irgend Jemand in dieser Gegend. Es ist kein Wunder, denn sie wohnte beinahe ihr ganzes Leben in der Halle und muß wunderbare Sachen gesehen haben. Gott sei uns gnädig!“

„Und wo ist die Person, von der Ihr spricht?“ fragte Oberst Grey.

„In der Hütte, da unten an der Wiese; sie wohnt da zinsfrei, man weiß schon warum. Ich bezahle ihr auch den Zins für mein Feld; das kriegt sie eben so wenig umsonst.“

Es war augenscheinlich ein wunder Fleck des Sprechers, daß er den Zins für seine kleine Pachtung an Mrs. Daws bezahlte

mußte, die sich seit der Abreise des Doctors ein großes Ansehen im Dorfe gegeben hatte. Alle Abende war ihr Haus der Versammlungsort der Nachtersfrauen und Töchter, die mit gespannter Aufmerksamkeit den schaurigen Geschichten lauschten, die sie von den Bavasseurs und der alten Halle erzählte.

Von dem letzten Bewohner derselben sprach sie jedoch selten oder nie. Doctor Lacy hatte ihr bei seiner Abreise eingeschärft, daß die Fortdauer ihres Jahreshaltes einzig von dem Still-schweigen abhänge, welches sie über Alles, was sich während der Zeit, wo sie bei ihm gelebt, ereignet habe, beobachtete. Es gab Zeiten, wo das geschwähige alte Weib in starke Versuchung gerieth; jedoch siegte immer noch die Klugheit, und bis jetzt hatte sie noch nichts gethan, um es zu verwirken.

Auf das Verlangen des Obersten Grey wurde nach Mrs. Daws gesandt, welche eilig mit den Schlüsseln zu dem verlassenen Herrenhause erschien. Sie erkannte die vermittelte Lady Fairclough sogleich als die Reisende, der ihr Herr Obdach gegeben hatte, und ihre runzlige Stirn glättete sich ordentlich vor Erstaunen; es war aber ein Erstaunen, dem sich keine Freude zugesellte; sie war ihretwegen heftig gescholten worden, hätte durch sie beinahe ihre Stelle verloren und haßte sie deshalb.

„Dieses Geschöpf in einer Kutsche,“ murmelte sie bei sich. „Mein Bitten und Anerbietungen der verzweifelnden Mutter setzte Mrs. Daws ein hartnäckiges Schweigen entgegen; ein Wort würde das blutende Herz getrübet haben; aber sie wollte es nicht aussprechen.“

Sie wußte nichts von ihrem Kinde — hatte andere Dinge zu denken! Wenn sie aber die Halle zu sehen wünschten, sei sie bereit, sie ihnen zu zeigen.

Kein anderes Wort war aus ihr herauszubringen.

Es liegt etwas unaussprechlich Melancholisches in dem Durchwandern der verödeten Zimmer einer alten Familie, und dieses Gefühl wird um so stärker, wenn dem Auge hier und da verblichene Andenken an die früheren Bewohner begegnen. Man erwartet fast ihre Stimmen in dem fernen Echo zu vernehmen oder ihre Schatten die trüb erhellten Gänge entlang schweben zu sehen.

Oliver war besonders ungeduldig das Zimmer zu besuchen, wo er mit seinem Gefährten die Nacht zugebracht hatte, um sich jetzt durch genaue Betrachtung von der Ähnlichkeit zwischen dem sich dort befindenden Gemälde und Lady Fairclough zu überzeugen.

Sein Wunsch wurde bald erfüllt und sein Herz schlug von einem furchtbährlichen Gefühle, als er sich in dem wohlbekannten Zimmer sah. Es war nichts verändert: In der Nische stand noch das stählerne Bett, an den Wänden hingen dieselben Gemälde; ja selbst die ausgebrannte Asche im Kamine schien noch die zu sein, welche sich dort befand, als er das Zimmer verließ.

„Ein sehr unbehagliches Zimmer,“ bemerkte Oberst Grey, „man kann einen Stichanfall bekommen, wenn man nur eine Nacht darin zubringt.“

Sein junger Begleiter deutete auf das Portrait.

„Ah,“ sagte der Oberst, indem er es aufmerksam betrachtete und das am Rande stehende Datum las, „so wahr ich lebe, Annie, es ist das Bild Ihrer unglücklichen Großmutter, Lady Karoline Bavasseur, welche zwei Jahre nach ihrer Vermählung den Tod in den Flammen fand.“

Mrs. Daws, welche bis dahin neben dem einer Todtenbahre ähnlichen Bette gestanden, ungeduldig wartend, daß die Besucher endlich das Zimmer hinlänglich in Augenschein genommen hätten, schien von diesem Ausruf plötzlich angezogen.

„Das erklärt die Ähnlichkeit,“ bemerkte Oliver.

„Nun ja, da Sie es erwähnen,“ sagte der Oberst, „es findet wirklich eine Ähnlichkeit Statt. Es ist eigentümlich, wie in einer Familie oft ein gewisser Typus der Schönheit verschwindet und nach langer Zwischenräumung wieder zum Vorschein kömmt. Sie sind ihr sehr ähnlich, Annie,“ fügte er hinzu. „Mögen Sie glücklicher sein.“

„Es war wirklich ein schrecklicher Tod, und sie war noch so jung,“ erwiderte seine Nichte mit einem Seufzer.

„Vielleicht verdiente sie ihn,“ bemerkte nachdrücklich die alte Haushälterin.

Die Hörer schrakten zusammen, als hätte das heifere Geträch eines Raben ihr Ohr mit düsteren Ahnungen erfüllt.

„Verdiente ihn!“ wiederholte Oliver Brandreth. „Wodurch könnte wohl ein menschliches Wesen ein so furchtbares Schicksal verdient haben?“

„Durch ein Verbrechen.“

Die Besucher betrachteten sie mit fragenden Blicken, fast fürchtend, noch mehr zu vernahmen.

„Sie haben entweder zu viel oder zu wenig gesagt,“ bemerkte unser Held.

„Ich habe nicht nötig, die Neugierde jedes Fremden zu befriedigen,“ entgegnete die Haushälterin mürrisch, „oder Böses von Verstorbenen zu sprechen, die mich niemals beleidigten, was sie auch gegen Andere verbrochen haben mögen.“

„Aber ich habe ein Recht, Aufklärung zu verlangen.“

„Ein Recht?“

„Ja.“

„Und was für ein Recht, junger Herr?“ fragte die Haushälterin in spöttischem Tone.

„Meine Mutter war eine Bavasseur,“ antwortete Oliver — „Abelaide Bavasseur.“

Mrs. Daws brach in ein beleidigendes Gelächter aus, das dem gefühlvollen Jüngling das Blut in die Wangen trieb.

„Sie brauchen sich Ihrer Abstammung nicht zu rühmen,“ stieß sie hervor; „Sie war das Verderben der Familie. Hätte sie ihren Better geheirathet, wie meine Lady wünschte, so wäre diese alte Besingung wieder hergestellt worden, anstatt daß sie jetzt in Trümmern zerfällt; sie aber warf sich an den Sohn des Rectors weg — und viel Böses entstand daraus.“

„Böses?“

Mrs. Daws betrachtete die vermittelte Fairclough und Oliver Brandreth einige Minuten schweigend; ihre kleinen, scharfen grauen Augen ruhten mit einem Ausdrucke unaussprechlicher Bosheit auf ihnen.

„Und da Sie also Beide von den Bavasseurs abstammen, glauben Sie ein Recht zu haben, Auskunft von mir zu verlangen? Gut, sie soll Ihnen werden. Die Großmutter, der Sie so ähnlich sehen, wurde der Untreue gegen ihren Gemahl überführt und starb, wie Sie gehört haben.“

„Ihre Mutter,“ fuhr sie sich zu dem Jüngling wendend fort, „wurde zur Diebin.“

„Lügnerin! Abscheuliche, unverschämte Lügnerin!“ rief Oliver in der größten Aufregung aus.

„Sie entfloß ihren Anklägern,“ murmelte das alte Weib höhnlisch.

„Zu ihrem Gatten,“ erwiderte unser Held, „der sie hätte

beschützen sollen; der aber von ihren Feinden gegen sie eingenommen war. Ah, Sie wissen so viel von der Geschichte meiner so schwer gekränkten Mutter,“ fügte er hinzu, indem er ihren wulsten Arm ergriff, „vielleicht kennen Sie auch die Mittel — die Helfershelfer, die bei dieser schändlichen Verschöpfung thätig gewesen sind. Sie sprachen von Ihrer Lady, der Herrin, der Sie einst dienten, und von ihrem Sohne, dem abgewiesenen Bewerber, der durch diese Heirath mit seiner Gousine seine Familien-güter wieder in Stand zu bringen hoffte — spielten sie keine Rolle dabei?“

Mrs. Daws zitterte heftig.

„Hörten Sie jemals den Namen Marelli?“ fuhr er mit steigender Heftigkeit fort; „gehörte sie nicht auch zu der Verschöpfung?“

Die Haushälterin stieß, sobald sie den Namen der französischen Gouvernante aussprechen hörte, einen lauten Schrei aus und sank besinnungslos am Fuße des Bettes nieder.

25. Capitel.

Es verging einige Zeit, ehe die Haushälterin aus ihrem bewußtlosen Zustande erwachte. Als die Erinnerung endlich langsam zurückkehrte, murmelte sie seltsame, unzusammenhängende Worte und blickte mit wildem, ängstlichem Ausdrucke um sich, als fürchtete sie irgend einen Geist, der sie anlagern wollte, erscheinen zu sehen.

Oliver Brandreth horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, jedoch ohne den geringsten Erfolg; kein ausflüßendes Wort kam von ihren bebenden Lippen — keine Silbe, welche ihn berechtigt hätte, sie der Theilnahme an der gegen seine Mutter angezettelten Verschöpfung anzuklagen.

Dennoch machte ihr ganzes Wesen den Eindruck, ja man möchte beinahe sagen, es gab die Ueberzeugung, daß dies der Fall gewesen, und ihre Angabe, daß die Erzählung der traurigen Ereignisse in der Familie, bei der sie so lange gewesen, sie so sehr angegriffen habe, konnte durchaus denselben nicht verweisen.

Vergebens bestürmten der Oberst und seine Nichte sie mit Fragen, sie setzte denselben ein finstres Stillschweigen entgegen oder beantwortete sie mit einer kurzen Verneinung.

Sie sehnte sich sichtlich danach, von ihren Besuchern befreit zu werden.

Ehe sie sich entfernten, fragte unser Held, ob nicht ein Bild von Sir Guthbert Bavasseur existire.

Das Weib zögerte.

„Kommen Sie,“ sagte er mit einem schwachen Lächeln, „es kann keine Gefahr dabei sein, wenn Sie es uns zeigen. Die leblose Leinwand kann kein Zeugniß gegen das Original ablegen.“

„Weder ein Lebender noch ein Todter,“ antwortete die Haushälterin fest, „mein junger Herr war ebenso wenig fähig ein Verbrechen zu begehen, wie —“

„Sie selbst,“ sagte Oliver sarkastisch.

„Ja.“

„Oder seine Lady Mutter.“

Ein zweites Ja, schwächer als das erste, entschlüpfte den Lippen der Haushälterin, dann zog sie, um ferneren Fragen zu entgehen, ein Bund Schlüssel aus ihrer geräumigen Tasche und erklärte sich bereit, den Wunsch zu erfüllen.

Sie führte sie den nach der nördlichen Seite laufenden Corridor entlang bis zu einer Thür, welche den einen Flügel mit dem Hauptgebäude verband.

Der Augenschein lehrte, daß das Zimmer in Jahren nicht geöffnet war, sein Ansehen war noch viel trauriger als das der Gemächer, welche sie soeben verlassen, und die verblichnen Vorhänge gestatteten dem Tageslichte nur ein theilweises Eindringen.

„Da,“ sagte die Führerin, auf ein dem Mittelfenster gerade gegenüber hängendes Gemälde deutend, „dies ist der Gegenstand Ihrer Neugierde. Es wurde für meine Lady zum Geschenk gemacht, als Sir Guthbert volljährig wurde.“

Oliver versuchte einen der Vorhänge zurückzuziehen, um das Gemälde besser sehen zu können. Er zerriß wie Zunder in seinen Händen.

„Definieren Sie das Schiebfenster,“ rief der Oberst aus.

Mit einiger Schwierigkeit gelang es ihm endlich, den schweren Rahmen zurückzuschieben.

„So, jetzt können wir besser sehen,“ bemerkte der Oberst.

Mrs. Daws ging nach dem offenen Fenster und blickte auf die Wiese hinab. Sie schien durchaus nicht Lust zu haben, das Gemälde zu betrachten; sie war die Wärterin des Baronet gewesen und liebte ihn wahrscheinlich auf ihre Weise.

Das Gemälde war ein Kniestück und stellte Sir Guthbert in der ersten Blüthe der Männlichkeit dar. Es lag nichts Hartes, Scharfes in den Gesichtszügen; die edle, obgleich etwas schwermüthige Stirn verkündete Geist; der Mund war wohlgeformt; aber leicht zusammengepreßt.

Der einzige eigenthümliche Ausdruck lag in den großen, schwarzen, durchdringenden Augen.

„Ich kann durchaus nichts Böses hinter diesen Gesichtszügen vermuthen,“ bemerkte der von diesem Bilde sehr überraschte Oliver.

Die Haushälterin stieß ein kurzes „Ha“ aus; gleichsam überrascht von der Großmuth und Freimüthigkeit des Jünglings.

Oberst Grey und seine Nichte betrachteten es eine Zeit lang in tiefem Schweigen. Auch auf die Dame brachte es einen günstigen Eindruck hervor; nicht so auf ihren Onkel. Der alte Soldat rühmte sich, ein Schüler Lavaters zu sein und machte ganz entgegengelegte Folgerungen. Nach seiner Erfahrung waren weder Geist noch Schönheit mit dem Verbrechen unvereinbar.

„Ich kann Ihrer Meinung nicht beistimmen,“ bemerkte er. „Vielleicht ist mein Urtheil ungerecht — vielleicht bin ich zu hart; aber haben Sie jemals eine Medaille oder Münze gesehen, die den Kopf des Nero darstellt? Er muß eben so schön gewesen sein; der Mund gefüllt mit nicht — ich möchte ihn wohl lebend beobachtet haben.“

„War Sir Guthbert je wahnsinnig?“ fragte er sich plötzlich umdrehend und an die Haushälterin wendend.

Die Frau wiederholte das Wort mit dem größten Erstaunen und versicherte, daß an dem Verstande ihres vorigen Herrn so wenig je ein Zweifel gewesen sei, als an ihrem eigenen.

„Es könnte dann vielleicht im Blute gelegen haben,“ bemerkte er trocken und ließ das Gespräch mit dieser Aeußerung fallen.

Einen tiefen Eindruck ließ das Gemälde in Oliver Brandreth zurück; er fühlte die gewisse Ueberzeugung, daß er das Ori-

ginal unter allen Verhältnissen und in welchem Lande es ihm auch begegnen möge wiedererkennen würde.

Ehe sie das Zimmer verließen, zog noch ein anderes Gemälde die Aufmerksamkeit auf sich: Es war das Portrait einer in ihrem Brautanzuge abgebildeten Dame. Weber der Puder, der nur theilweise die Farbe des rabenschwarzen Haares verdeckte, noch der Kranz von Drangenblüthen, noch der herabfließende Spitzen-schleier konnten den Ausdruck des Stolzes und der Entschlossenheit säufügen, der in den Augen und den schön geschweiften Brauen der Dame ausgeprägt war; es lag etwas Griechisches, man möchte sagen Statuenartiges in der Gestalt, die für ein Bild der Medea hätte gelten können.

Es war nicht nöthig zu fragen, wen das Gemälde darstellte. Die Ähnlichkeit mit Sir Guthbert sagte, daß es seine Mutter sei.

„Eine Frau von einigem Minuten betrachtet hatte, ich möchte wohl behaupten, daß sie weder gelehrt war, menschlichen Schwachheiten nachzugeben, noch menschliche Liebe zu fühlen.“

„Sie liebte aber doch wohl ihren Sohn,“ bemerkte seine Nichte.

„Sie betete ihn an,“ rief die Haushälterin, sich vom Fenster umdrehend, denn merkwürdigerweise sah sie die Gemälde nicht einmal an, ja sie schien den Anblick derselben eher zu vermeiden. „Mag meine Lady auch kalt und streng gegen Andere gewesen sein, ihm gegenüber war sie zärtlich und nachsichtig — vielleicht zu nachsichtig.“

„Nicht unwahrscheinlich,“ erwiderte der alte Soldat trocken. „Und wo ist Ihr Herr jetzt?“

„Das weiß Niemand.“ „Auch der Herr nicht, der zuletzt hier wohnte?“ fragte Oliver.

„Ich glaube nicht,“ antwortete Mrs. Daws. „Nach der unglücklichen Heirath Ihrer Mutter wurde Sir Guthbert wild und rübelos, wollte auf keine Vorstellungen mehr hören, stürzte sich kopfsüchtig in Zerstreungen, häufte Schulden auf Schulden, bis ihm sein Untergang ins Antlitz starrte. Meine Lady sorgte und sparte, um die Mittel für seine Verschwendungen herbeizuschaffen, aber alle ihre Ersparnisse waren wie ein Tropfen Wasser im Meere. Endlich starb sie — starb am gebrochenen Herzen!“

„Und nun,“ fuhr die Haushälterin fort, „da Sie Ihre Reuegierde befriedigt haben, erlauben Sie mir, das Zimmer wieder zu verschließen? Ich habe seit Jahren keinen Fuß hineingesetzt, und Erinnerungen und Gefühle, über die Sie nur lachen würden, wollte ich mich denselben jetzt überlassen, stürmen schmerzlich auf mich ein, denn ich liebe meine Herrin — sie war gütig gegen mich — und ich liebe ihr wegen auch meinen armen, unglücklichen Herrn, vielleicht auch seinetwegen,“ fügte sie hinzu — „denn ich war seine Wärterin.“

„Ich würde niemals ein Gefühl verspotten, das dem Herzen Ehre macht,“ bemerkte unser Held freundlich, „selbst wenn mir das Verhältniß dafür abginge.“

Er bot ihr Geld an, welches anzunehmen sie sich zu seinem Erstaunen ganz bestimmt weigerte.

„Nein, nein!“ rief sie aus. „Ich habe Ihnen nicht des Gewinnes halber diese Gemälde gezeigt und gleich einer alten Märrin von vergangenen Tagen geschwätzt, obgleich ich das Geld liebe. Sie sind ein Bavaiseur — wenigstens von Mutterseite — und hatten ein Recht, sie zu sehen.“

„Und doch sprachen Sie von meiner theuern Mutter so eben auf bittere und beleidigende Weise,“ bemerkte der Jüngling. „Sie verursachte den Untergang derer, welche ich liebe,“ murmelte die Haushälterin.

„Indem sie ihre Hand demjenigen nicht reichte, dem sie ihr Herz nicht geben konnte,“ sagte Oliver Brandreth. „Sie liebte ihren Vetter früher,“ entgegnete Mrs. Daws mit Bitterkeit, „und würde ihn, ohne die glatte Zunge des Mannes, der sie in der Stunde der Gefahr verließ, ohne einen Versuch, ihren guten Ruf wieder herzustellen, geheirathet haben. Wie mag ihre stolze Seele gelitten haben, als der Gatte ihrer Wahl sie aus seiner Gegenwart verbannte, sie von ihrem Kinde trennte. Vielleicht gedachte sie Dessen, der unter solchen Umständen ihr Beschützer gewesen, und wenn sie es that, so war diese Erinnerung ihre Strafe.“

Unser Held erwiderte nichts auf diese Bemerkung. Er konnte selbst das Benehmen seines Vaters nicht begreifen und wagte auch nicht darüber zu richten.

Da es klar war, daß von Mrs. Daws keine Mittheilungen weder über den Aufenthaltsort des Dr. Lacy, des Kindes der Lady Fairclough, noch über die Vorgänge, welche den Capitain und Mrs. Brandreth trennten, zu erlangen waren, so verließen die Besucher die Halle traurig und niedergeschlagen, doch nicht ohne ihr vorher noch einmal eine Belohnung für die ihr verursachte Mühe anzubieten.

Sie wurde abermals ausgeschlagen. Sie fanden den Bauer auf der Wiese ihrer wartend. Der alte Mann konnte die Reuegierde nicht begreifen, die sie veranlaßt hatte, die gefährdete Wohnung der weißen Frau und ihres Schattens zu besuchen. Er würde sich nicht in diese Mauern gewagt haben, und wenn man ihm dafür den Pacht eines ganzen Jahres erlassen hätte.

„Habt Ihr etwas gesehen, junger Herr,“ flüsterte er, während die Haushälterin das große Thor schloß. „Alles, was wir zu sehen erwarteten,“ erwiderte unser

Held, „eine Anzahl beinahe ganz verfallener Zimmer und einige Portraits.“

„War das Alles?“ „Aber was denkt Ihr denn eigentlich, was man da noch sehen könnte?“ fragte Oberst Grey, der die Frage und Antwort mit angehört hatte.

„Die weiße Frau und —“

„Bahl! Dummes Zeug! Aberglaube! Unsinn!“ rief der alte Soldat aus. „Solchen abgedroschenen Geschichten solltet Ihr doch wahrlich keinen Glauben schenken.“

„Aber ich habe sie gesehen,“ rief der Bauer verdrießlich, „und was das Auge sieht, glaubt das Herz!“

„Nicht immer,“ bemerkte der Oberst mit einem Lächeln. „Wie? Was wäre es denn gewesen?“

„Ein Spiel Eurer Einbildungskraft.“ „Aber ich habe gar keine Einbildungskraft,“ entgegnete der alte Mann, „und sage Ihnen, ich habe sie gesehen und immer wieder gesehen, und noch viele Andere außer mir auch. Fragt nur Mrs. Daws, sie weiß Alles.“

„Ihr solltet lieber Eure Kühe auf die Wiese treiben, Jabez,“ sagte die Haushälterin etwas mürrisch, nachdem es ihr endlich gelungen war, den schweren Schlüssel in der Thür umzudrehen, „anstatt solchen Unsinn zu schwätzen. Die vornehmen Herrschaften glauben nicht an solche Dinge.“

„Glauben Sie daran?“ fragte Oliver, sein Auge forschend auf sie richtend, denn er hatte den seltsamen Gast nicht vergessen, der in der Nacht, die er in der Halle zubrachte, durch sein Zimmer glitt.

„Ich habe oft einen sonderbaren Lärm gehört,“ antwortete die Frau ungeduldig, denn es war ihr sichtlich unangenehm, über diesen Gegenstand befragt zu werden, „und habe mir zuweilen eingebildet, daß es die Stimmen der Verstorbenen sind, die über den Untergang und die Verdübnung ihrer frühern Heimath klagen; aber es muß Einbildung gewesen sein.“

Als sich die Haushälterin zum Fortgehen anschickte, ergriff Lady Fairclough ihre Hand.

„Sind Sie Mutter?“ fragte sie. „Nein.“

„Wenigstens,“ fuhr die Lady fort, „werden Sie die Angst

„Und wo sind sie denn hingezogen,“ fragte Oliver, der sehen wollte, wie weit wohl die Nachrichten des Bauern reichen.

„Wer kann das wissen, junger Herr,“ erwiderte Jabez, „das Zigeunervolk hat so viel Löcher wie die Kaninchen im Thut auch beinahe eben so viel Schaden. Ich glaube, selbst Mrs. Daws mit all ihrer Schlaubeit könnte Euch das nicht sagen.“

Ungeachtet der Haushälterin schlug der Erzähler die ihm gebotene Belohnung nicht aus, und ging, vielleicht nicht einmal so über die Gabe, als über die Gelegenheit erfreut, seinen Namen und Gebahren etwas von Mrs. Daws und dem Besuche der Fremden in Rockingham Hall erzählen zu können.

Traurig und niedergeschlagen kehrten die Reisenden nach London zurück. Als die Kutsche den Weg nach Lincoln entrollte, lächelte Oliver Brandreth und zeigte seinen Begleitern den Hügel, wo er und Philipp die Ankunft der Expressen erwarteten; ebenso wenig wurde der Gasthof, wo sie die Pferde wechselten, und der Streit mit dem Unterlehrer und den Schülern unerwähnt gelassen.

„Ich wünschte, Phil wäre hier,“ rief er aus. „Aber Phil befindet sich sicher in London unter den wachsenden Augen seines Vormunds, John Compton.“

26. Capitel.

Zu Hause angelangt, las unser Held in den Gesichtszeichen der Mrs. Dalton sogleich, daß sich irgend eine Unannehmlichkeit ereignet hatte, vermied jedoch jede Frage in Gegenwart seiner Cousine und deren Gouvernante. Gegen die Letztere war in kurzem das Gefühl eines unbestimmten Unbehagens, das ihm seit seiner Kindheit eingespöht hatte, zu einer ganz bestimmten Abneigung gestiegen; auch die Französin schien sich nicht haglich in seiner Gegenwart zu fühlen, denn er ertappte sie niemals, daß sie ihre Augen verstohlen mit einem forschenden Blicke auf ihn richtete.

„Du hast Nachrichten von meinem Vater?“ sagte er, sich die Gouvernante mit Tabellen entfernt hatte, die wie gewöhnlich heftige Vorstellungen dagegen machte, daß sie so früh ins Bett geschickt werden sollte.

Die Tante zog den Brief hervor und ließ ihn in seine Hände. Ein leichtes Zittern durch seinen Körper, indem das Siegel erbrach, war die Antwort auf vor ihm an seinen begerichteten Schreiben. In demselben Gründe auseinandergesetzt, die ihn bestimmten, nicht zum Agamemnon zu begeben, und in welcher er zugleich um die Erlaubnis des Capitain zu seinem Vorhaben, den Namen seiner Mutter wieder herzustellen, gesucht hatte.

Die Antwort laut folgendermaßen:

„Es war eine weise von Deiner Seite, Dich nicht zu gehandelt, Dich dem Dasein derer in Kenntniß zu setzen, die besser für uns vergessen bleiben. Ich bin nicht böse, betrübt über Wunsch, den Du gesprochen, die sichten auf eine volle Laufbahn. Dir zu werfen und dessen einer Ehre nachzujagen; denn herrscht leider nicht leiseste Zweifel an schrecklichen Ereignissen, das unsere Namen Ehande Preis gab.“

Bedenke wohl ehe Du Dich entscheidest. Ich werde eines Don Quixote würdige Unternehmen, dem Du, wie sagt, Dich berufen fühlst Dein Leben zu widmen, weder erlauben, noch erlauben; ebenso wenig werde ich es ausreden verbieten, denn Ungehorsam von Deiner Seite gegen die fehle desjenigen, der, wie ich hoffe, sich Dir stets als einlicher, nachsichtiger Vater gezeigt hat, würde uns auf trennen.

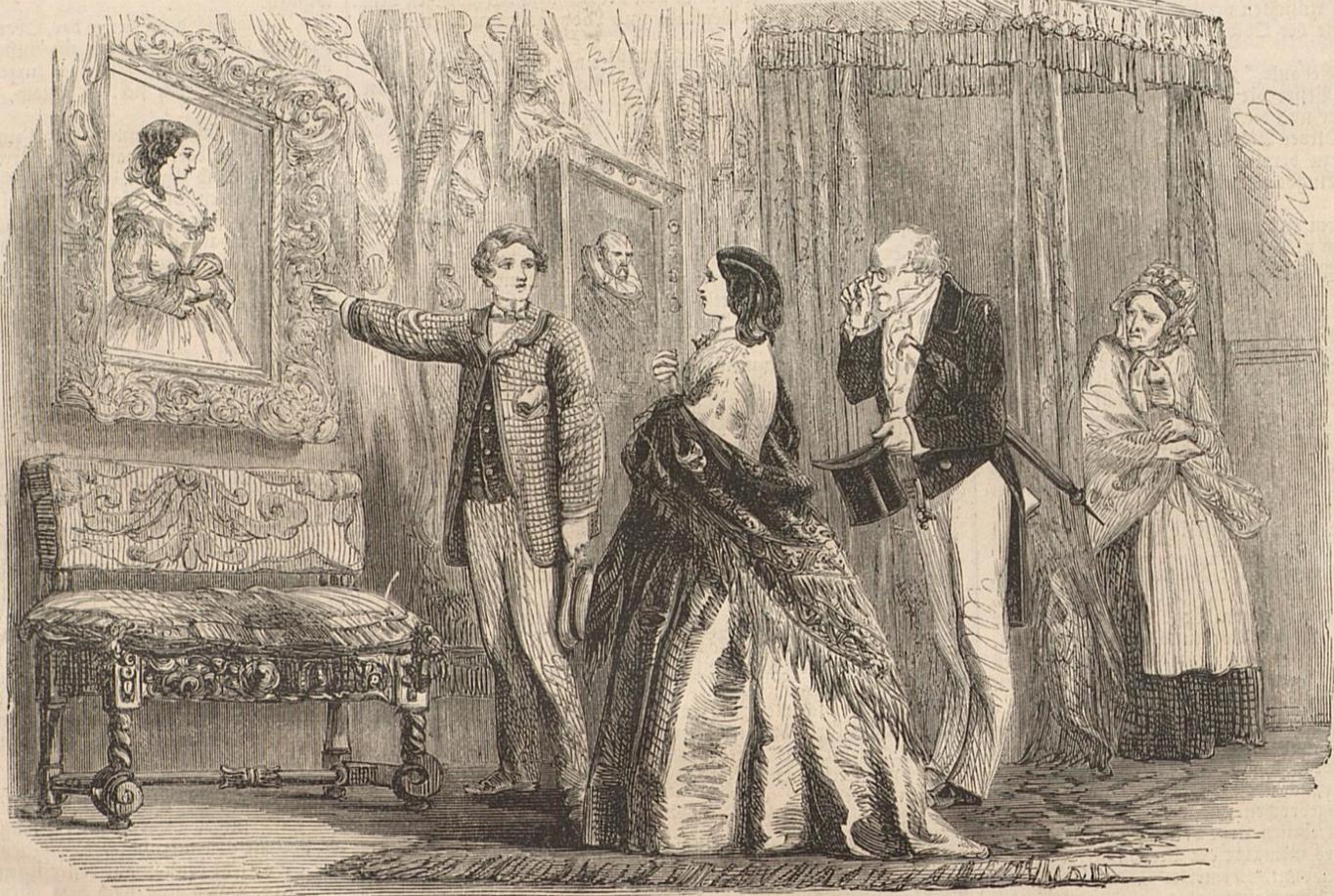
Indem ich Dir dieses Zugeständniß mache, fühle ich einer Schwäche schuldig, welche ich vor mir selbst nicht fertigen kann. Meine Liebe für Dich, nicht meine Weisheit mich so handeln. Halte mich nicht lange hin, laß mich Deinen Entschluß auf einmal wissen.“

Nachdem der Jüngling den Brief zweimal durchgelesen reichte er ihn seiner Tante.

„Oliver, lieber Oliver,“ sagte die Dame, „ich kann Dir nicht aussprechen, wie tief mich nur der bloße Gedanke an mögliche Entfremdung zwischen Dir und Deinem Vater kummert.“

Der Neffe antwortete nicht. „In einigen Jahren,“ fuhr sie fort, „wirft Du wohl sein, und alsdann bist Du nicht nur vor dem Gesetze, sondern auch von moralischen Standpunkte betrachtet Dein eigener Verschwiebener das Unternehmen, das Dir so sehr am Herzen bis dahin.“

„Nicht einen Tag länger,“ als nöthig, um meine Vorstellungen zu treffen, Tante,“ entgegnete der Jüngling ruhig, „würde feige — verächtlich sein. Ich sollte den Verleumdungen armer Mutter durch mein Schweigen Vorhieb leisten. Wenn soll sie als einen Vertheidiger blicken, wenn nicht auf Sohn? Wer soll ihre Unschuld verkünden, wenn er nicht bleibt? In den stillen Stunden der Nacht, in meinen Träumen höre ich eine Stimme, sehe ich Augen voll unendlicher Hoffnungem Ausdruck auf mich gerichtet — sie gebieten mir zu gehen. Es ist meine Pflicht; mein Herz sagt es mir, die Pflicht bestätigt es und die starke Hoffnung, die feste Ueberzeugung“



„So wahr ich lebe, Annie, es ist das Bild Ihrer unglücklichen Großmutter.“ (Seite 99.)

einer Mutter nachfühlen können. Bei der Seligkeit, die Sie dereinst hoffen, bei der Ruhe, die Sie im Grabe zu finden erwarten, antworten Sie mir. Haben Sie je irgend eine Nachricht von meinem Kinde, meiner theuern Annie, erhalten?“

„Nein,“ sagte Mrs. Daws, ihre Lippen fest zusammenpres send, „sobald sie das Wort ausgesprochen.“

„Glaubt ihr nicht, glaubt ihr nicht,“ sagte der Bauer, als die Haushälterin, um fernere Fragen über diesen Gegenstand zu vermeiden, schnell in das Haus zurückgegangen war. „Sie weiß ganz gut, wo Sir Guthbert jetzt ist. Es ist erst ein paar Wochen her, da hat sie meiner Frau erzählt, er wäre in Italien — Italien, ich weiß, es war wohl so ein Ort, der sich auf ien endigte.“

„Italien!“ rief Oliver hastig. „So war es,“ rief Jabez in die Hand klopfend, „der junge Herr kam gut rathen.“

Oliver wünschte sich im Innern Glück, bei seinem Besuche in Rockingham Hall doch wenigstens irgend einen Aufschluß erhalten zu haben.

„Ihr hättet gleich wissen können, daß sie log, weil sie ihren Mund so verzog und zusammenrückte.“

Ungeachtet ihrer großen Niedergeschlagenheit — und für das Herz einer Mutter konnte es nichts Betrürenderes geben, als das Fehlschlagen dieser letzten Hoffnung — bestand Lady Fairclough darauf, auf ihrem Wege die alte Scheune zu besuchen, deren Thür immer noch halb offen in ihren rostigen Angeln hing. Sie schauderte, als sie ihrem Verwandten die Lage Strohs in der Ecke zeigte, wo die Zigeuner sich verborgen hatten.

„Zigeuner?“ wiederholte der Bauer, der ihnen gefolgt war, „Es gab eine Menge in dieser Gegend vor ein paar Jahren; aber jetzt sind sie Alle fort; wir machen drei Kreuze hinter ihnen, obgleich Keenan — das war der Anführer der Bande — das Vieh besser zu curiren verstand, als alle Doctors in der Stadt.“

die ich für den glücklichen Erfolg meines Vorhabens fühle, befestigen mich immer mehr darin. Ja," fuhr er fort, "ich werde dieser entscheidenden Lüge, die den kurzfristigen Gemüthern als Wahrheit erscheint, die Mäste vom Angesichte reißen und sie der Welt in ihrer ganzen Abscheulichkeit, ihrer ganzen Verderbtheit darstellen."

"Du hast aber auch Pflichten gegen Deinen Vater," bemerkte Mrs. Dalton, ihre Thränen nur mühsam zurückhaltend. "Ich werde sie erfüllen, indem ich ihn von seinem Irrthum überzeuge, Tante."

Mrs. Dalton schüttelte verzweiflungsvoll ihr Haupt, nicht daß sie die Unschuld ihrer Freundin bezweifelt hätte; aber sie kannte die tiefgewurzelte Ueberzeugung ihres Bruders von der Unwürdigkeit seiner Gattin und wußte wohl, daß es mehr als bloßer moralischer Beweise bedurfte, um ihn dieselbe je aufgeben zu lassen.

"Ueberlege, mein lieber Nefse," rief sie bittend aus, "um unserer Aller willen überlege noch!"

Selbst Deine Bitten können mich nicht in meinem Entschlusse wankend machen," unterbrach sie unser Held. "Du vergißt, es ist meine Mutter — ihr verdanke ich mein Leben; mein künftliches Haupt ruhte an ihrem Busen, ihre Arme umfingen mich zuerst, von ihren Lippen empfing ich die ersten Segnungen, den ersten Kuß — es ist ihre Ehre, die ich wiederherzustellen beabsichtige bin. Kann es eine heiligere Pflicht geben! Und wäre ich blind oder gelähmt," fuhr er mit steigender Heftigkeit fort, "Gott würde mir Kraft geben und mich bei meinem Vorhaben leiten."

"Oliver," "Kein Wort weiter, es sei denn, um meinen Entschluß zu billigen. Es giebt Augenblicke im Leben, wo das Herz ein sicherer Führer, als der Verstand ist, und dieser ist einer von ihnen. Vertriebe mich nicht," fuhr er fort, "indem Du mich zwingst, Dich nicht ferner anzuhören."

"Nun denn, Gott segne und beschütze Dich in Deinem Unternehmen, mein edles Kind!" sagte die tief bewegte Dame. "Ich bin auch Mutter und weiß den unschätzbaren Werth einer Liebe wie die Deinige zu würdigen. Die Weigerung Deines Vaters, Dich zu unterstützen, muß Dich nothwendigerweise in Deinen Schritten hemmen; aber ich kenne ihn zu genau, um je etwas Anderes von ihm zu hoffen."

"Ich werde ihn nie darum angehen," antwortete der Jüngling in einem mehr traurigen als bitteren Tone.

"Meine Mittel," begann Mrs. Dalton wieder, "sind nicht sehr groß; sie reichen jedoch für meine Bedürfnisse aus, und für eine solche Sache wäre Sparsamkeit — ja selbst Entbehrungen sich auferlegen — ein Vergnügen. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß Du über mich verfügen kannst."

"Zum ersten Male in meinem Leben," rief Oliver aus, "fühle ich den Wunsch, reich zu sein. Nur in dem äußersten Nothfalle, meine theuerste Tante, werde ich zu Deinen Hilfsquellen meine Zuflucht nehmen. Ich habe einen Freund, der, wenn ich ihn richtig beurtheile, mir ganz gewiß gern beistehen wird."

"Einen Freund?" "Ja, Phils Vormund, Mr. Compton."

"Und Du willst Dich an ihn wenden?"

"Nein," erwiderte unser Held, "so weit kann ich mich nicht herablassen; aber ich kann ihm meine Verlegenheit mittheilen. Veranlaßt ihn die Bekanntschaft mit derselben nicht, mir das Anerbieten seines Beistandes zu machen, so würde auch meine Bitte darum abschlägig beschieden werden. Ich werde sogleich zu ihm gehen."

"Du bist von der Reise ermüdet — ruhe Dich erst aus," sagte die Tante ängstlich.

"Ruhig," wiederholte Oliver. "Ach, wenn Du die Ungebuld kenntest, die mich verzehrt. Ich habe meine Mutter als eine Diebin brandmarken gehört, ich würde mich fürchterlich gerächt haben; aber es war ein Weib, und ich ertrug die Beleidigung, die ein brennendes Gedächtniß sowohl in meinem Kopfe, als in meinem Herzen hinterlassen hat."

"Ein Weib?" sagte Mrs. Dalton, "wer kann so herzlos graulich gewesen sein?" "Die Haushälterin von Rockingham Hall, eine böshafte, gehässige alte Hure, welche nur eine Tugend zu haben scheint — Treue gegen ihre frühere Herrin."

"Du sprichst von Mrs. Daws."

"Du kennst sie, Tante?"

"Sie war Lady Bavaffeurs Kammerfrau und Aufpasserin über ihr Mündel."

"Dann kannst Du mir vielleicht erklären, warum sie, als sie den Namen von Isabellens Gouvernante hörte, die ich ungeachtet Deiner guten Meinung von ihr in dem Verdachte habe, keine besonders gute Freundin meiner Mutter gewesen zu sein, von einem solchen Schrecken ergriffen wurde, daß sie ohnmächtig zu Boden fiel."

"Es herrschte immer große Eifersucht zwischen ihnen," erwiderte die Tante. "Man sagte sogar, Mrs. Daws hätte auf Anstiften ihrer Herrin Mademoiselle zu vergiften versucht; aber die Beschuldigung muß falsch gewesen sein."

"Und warum sollte sie ein so unnützes Verbrechen beabsichtigt haben?" fragte der Hörer.

"Der Grund war, daß Lady Bavaffeur ein Liebesverhältniß

zwischen Sir Guthbert und der Gouvernante argwöhnte und höchst entriestet darüber war. Deine theure Mutter glaubte nie daran und bewahrte Mademoiselle bis zuletzt ihr Vertrauen. Sie blieb nach ihrer Verheirathung bei ihr."

"Bis zu der Zeit, wo —"

"Ja," sagte Mrs. Dalton, die ihn sehr gut verstand. "Meine Abneigung gegen Mademoiselle mag gar nicht so unvernünftig sein, als es Dir scheint," rief er aus. "Diejenigen, welche meine Mutter am bittersten haßten, mußten ein ihnen ergebenes Werkzeug in ihrer Nähe haben, um ihr Verderben herbeizuführen."

"Oliver, Du bist ungerecht."

"Wenn ich ihr mit meinem Verdachte Unrecht thue, will ich Abbitte dafür leisten," erwiderte der Jüngling. "Ich bin jetzt zu sehr aufgeregt, um darüber nachdenken zu können. Mein erster Gang muß jetzt zu Mr. Compton sein; wenn es mir dort fehlschlagen sollte —"

Seine Tante streckte ihm die Hand entgegen.

Oliver verstand diese Bewegung und das darin enthaltene Anerbieten; er drückte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen und verließ das Zimmer und bald nachher auch das Haus, um den Mäkler in der City aufzusuchen.

Mrs. Dalton setzte sich an den Tisch und begann einen Brief zu schreiben.

"Ich will das Herz meiner unglücklichen Freundin erfreuen," sagte sie, "indem ich sie wissen lasse, was für einen Sohn sie hat."

Zu Mark Lane angekommen, begrüßte unser Held zuvörderst Randal Rand, den er zu einem Pulte bei den ältesten Schreibern emporgestiegen fand, und begab sich dann in das Privatbureau des Principals, der ihn mit seiner gewöhnlichen Herzlichkeit empfing. John Compton sah seinem Besucher am Gesichte an, daß er ihm wohl etwas Wichtiges mitzutheilen habe.

"Was giebt es?" fragte er, "es bedarf zwischen uns keiner Umstände."

"Ich danke Ihnen; ich möchte Ihren Rath einholen."

"Hinsichtlich Phils?"

"Nein, in meiner eigenen Angelegenheit."



Aber Mrs. Brandreth glitt mit einem letzten Blick auf ihren Sohn aus dem Zimmer. (Seite 102.)

"Ich nehme kein geringeres Interesse daran," sagte der Geschäftsmann, "in drei Minuten stehe ich zu Diensten."

Während dieser Zeit las er zwei Briefe, unterzeichnete mehre Wechsel und handigte dieselben einem der Schreiber mit der Weisung ein, daß er jetzt von Niemandem gestört sein wolle.

"Jetzt, mein lieber Sohn, bin ich bereit, Sie anzuhören."

Unser Held erzählte ihm die traurige Lebensgeschichte seiner Mutter — seines Vaters Benehmen, der sich von ihr getrennt hatte — seine eigene feste Ueberzeugung von ihrer Unschuld und den Entschluß, sich der großen Aufgabe, ihren Namen wieder zu Ehren zu bringen, zu widmen, anstatt sich nach dem Agamemnon nach Malta zu begeben.

Zu seiner großen Betrübnis und Verwunderung antwortete John Compton keine Sylbe auf seine Erzählung, sondern saß, den Kopf in die Hand gestützt, wie in tiefes Nachdenken über das Gehörte verloren.

"Denkst er sich, daß ich ihn um Unterstützung bitten will?" dachte Oliver, und das Blut stieg ihm bei dieser Vorstellung ins Gesicht.

Der Mäkler blickte auf und las, was in seinem Innern vorging.

"Es ist nicht des Geldes wegen," bemerkte er ruhig, indem er ihm die Hand reichte, "das will ich Ihnen von Herzen gern geben; aber ich bin mit mir selbst zu Rathe gegangen, ob ich es vor mir rechtfertigen kann, wenn ich einen Sohn unterstütze, den Wünschen seines Vaters zuwider zu handeln. Das ist eine ernste Frage," fügte er hinzu, "die nicht leicht zu beantworten ist."

Diese Worte gewährten unserm Helden einen großen Trost; es würde ihn noch mehr verletzt, als in seinen Hoffnungen betrogen haben, wenn John Compton ihn verlassen hätte.

"Sie sagen, der Capitän verweigert, das Vorhaben zu unterstützen."

"Das thut er."

"Aber er verbietet es nicht geradezu." Oliver beantwortete diese Frage dadurch, daß er ihm den soeben erhaltenen Brief übergab.

Der Mäkler las ihn aufmerksam durch.

"Hm! weder geschäftsmäßig noch gültig!" murmelte er als Erklärung dazu. "Ich erinnere mich, daß mir Major Henderson erzählte, er habe das Benehmen Ihres Vaters in dieser unglücklichen Angelegenheit nie gebilligt, in welcher derselbe ein zu feines Ohrgefühl und zu wenig gesunden Menschenverstand an den Tag legte. Oliver Brandreth," sagte der alte Mann mit großer Ueberlegung, "ich habe reiflich nachgedacht. Ihr Vorhaben ist edel, Gott wird es gelingen lassen. Gebieten Sie über die Zeit, die Erfahrung und den Einfluß von John Compton; sein Geld," fügte er hinzu, "ist, wie es sich von selbst versteht, in diesem Anerbieten bis zur weitesten Ausdehnung eingeschlossen."

Mit einer Zartheit, die ihm nur Wenige zugetraut haben würden, wandte er sich ab, um die Thränen der Dankbarkeit in dem Auge seines Gastes nicht zu sehen.

"Ich hatte daran gedacht, an Ihren Vater zu schreiben und ihn zu bitten, Phil zu erlauben, daß er Sie auf Ihrer Kreuzfahrt begleite; aber Ihr neues Project hat meine Pläne durchkreuzt. Was ist Ihre Absicht?"

"Italien zu besuchen."

"Ah!" "Sir Guthbert Bavaffeur aufzusuchen und ihn zu zwingen, dem von ihm so schwergekränkten Opfer Gerechtigkeit widerfahren zu lassen."

"Sachte, sachte; nicht so hitzig, junger Herr!" rief der in der Welt erfahrenere Mann aus. "Welche Beweise haben Sie denn, daß er mit der ganzen Angelegenheit nur entfernt in Verbindung stehe?"

"Mein Herz sagt es mir," erwiderte unser Held, "sein Leben bestätigt es. Warum verbirgt er sich in einem fremden Lande — hält seinen Aufenthaltsort geheim? Sie werden mir vielleicht antworten, weil er arm ist; aber Armut ist kein Verbrechen."

"Gleichbedeutend in den Augen der meisten Menschen," bemerkte der Mäkler trocken. "Geld ist indessen, wie Sie später wohl einsehen lernen werden, eine nicht zu verachtende Sache. Ich habe Ihnen den Nutzen meiner Erfahrung versprochen, und er soll Ihnen werden — geben Sie mir nur einige Tage, um meinen Plan zur Reise zu bringen. Sir Guthbert wollte Ihre Mutter heirathen?"

"So habe ich gehört, mein Herr."

"Und ihr Vermögen würde seine Güterschuldenfrei gemacht haben? Nach alle dem ist es freilich möglich, daß Ihr Verdacht nicht ohne Grund ist; aber bedenken Sie, es ist bis jetzt nur ein Verdacht, und Sie müssen sehr vorsichtig sein. Beiläufig bemerkt, wie hieß der Juwelier, der — Sie verstehen mich?"

"Misters," antwortete Oliver, tief erköthend.

John Compton notirte den Namen.

"Und er wohnte in —?"

"Bath, Herr."

"So wird es gehen," sagte der Mäkler, die Bemerkung niederschreibend, "und jetzt, mein lieber Junge, kommen Sie in ein paar Tagen wieder zu mir, und Sie sollen Alles zu Ihrer Reise vorbereitet finden. Vielleicht werden Sie sie nicht allein machen!"

"Phil," rief der entzückte Jüngling aus.

"Was Sie schnell Schlüsse ziehen," bemerkte der Mäkler, erfreut, aus dieser Hastigkeit Olivers innige Freundschaft für seinen Mündel zu erkennen. "Nun denn, vielleicht, ja," fügte er hinzu, gerührt von dem Ausdruck der Täuschung, die der Zweifel an dieser Absicht auf dem Gesichte des Jünglings hervorrief. "Bedenken Sie, zu Niemandem ein Wort von unserer Unterhaltung."

"Zweifeln Sie nicht an meiner Klugheit."

"Das ist der einzige Zweifel, den ich hinsichtlich Ihrer habe," erwiderte der alte Mann freundlich. "Sie müssen mir indessen, um mich zu beruhigen, versprechen, daß ich mich auf Ihre Vorsicht verlassen kann."

Das Versprechen wurde gegeben, und der Besucher nahm, von dem Erfolge der Unterredung im höchsten Grade befriedigt, Abschied.

Sonderbar, der Geschäftsmann, dessen ganzes Leben in den ihn absorbirenden Geheimnissen der Handelswelt verfloßen war, hatte mehr Verständnis für ihn, als sein Vater.

Drei Tage später empfing der Held unserer Erzählung einen Brief von dem großen Banquierhause Cent und Comp., worin Mr. Brandreth junior gebeten wurde, sich in einer wichtigen und geheimen Geschäftsangelegenheit am folgenden Morgen um elf Uhr auf ihrem Comptoir einzufinden.

Vor ein paar Monaten würde Oliver über die seinem Namen vorgelegte Sylbe "Mr." gelacht haben, denn den Jahren nach war er immer noch ein Knabe; jetzt ging dies, wie eine sich von selbst verkehende Sache, ganz unbemerkt an ihm vorüber. Seitdem er das Unglück seiner Mutter erfahren hatte, fühlte er sich ein Mann.

Alles, was er von seiner Tante, der er das Schreiben zeigte, erfahren konnte, war, daß Cent und Comp. Mrs. Brandreths Banquiers wären.

Mit klopfendem Herzen begab er sich zu der bestimmten Stunde hin und wurde in ein Privatzimmer geführt, wo Josiah Cent, der Senior des Hauses, ihn empfing. Ein Schweizer ge-

täuschter Hoffnung entschlüpfte unserm Helden, da er ihn allein fand. Er hatte gehofft — beinahe erwartet — seine Mutter zu sehen.

Der Banquier deutete auf einen einem Schirme gegenüberstehenden Stuhl, der sorgfältig dort aufgestellt schien, um jeden andern, als sich auf das Geschäft beziehenden Gedanken abzulenken.

„Es ist Ihnen vielleicht bekannt, junger Herr,“ sagte der Chef der Firma, „daß Mrs. Capitain Brandreth uns schon seit langer Zeit der Ehre ihres Vertrauens würdigt.“

„Meine Tante, Mrs. Dalton, hat mich davon unterrichtet,“ erwiderte der Besucher. „Ach, es sind überhaupt erst wenige Tage, daß ich von ihrem Leben — dem ihr zugefügten Unrecht und ihren Leiden in Kenntniß gesetzt wurde.“

Es schien dem Besucher, als ob ein Ton, wie von einem unterdrückten Schluchzen, hinter dem Schirm hervorkäme; ein Hustenanfall, der den Banquier ergriff, hinderte ihn jedoch, sich genauer davon zu überzeugen.

„Sie hat von ihrem kindlichen Entschlusse, ihren Ruf zu retten, gehört, und ihr Herz ist dadurch mit Freude erfüllt worden. Wir sind von unserer geehrten Clientin angewiesen, Ihnen die Mittel zur Verfügung zu stellen, die Sie, wenigstens in diesem Unternehmen, unterstützen sollen. Haben Sie die Güte, auf uns anzuweisen.“

„Nicht einen Schilling — nicht einen Pfennig,“ unterbrach ihn der Jüngling.

„Sie wissen vielleicht nicht,“ bemerkte Mr. Cent in geschäftsmäßigem Tone, „daß Ihre Mutter reich ist.“

„Ein Freund — ein kinderloser Freund — hat es unnötig gemacht,“ sagte Oliver. „Meiner Mutter Segen will ich gewinnen, nicht ihren Reichthum. O, Herr,“ fuhr er fort, „geben Sie mir Gelegenheit, sie zu sehen, ihre Thränen zu trocknen — ihr zu beneiden, daß noch ein Herz schlägt, welches ihre Unschuld an dem ihr zur Last gelegten Verbrechen nie bezweifelte.“

„Ich kann das nicht,“ antwortete Mr. Cent, „Mrs. Brandreth hat fest beschloffen, sich keinem Mitgliede ihrer Familie eher wieder zu zeigen, als bis ihr Ruf von dem Schandfleck, der ihn so viele Jahre verunglimpft hat, gereinigt ist. Es thut mir leid, Ihre Bitte abzuschlagen zu müssen; aber ich habe die gemessensten Instruktionen. Ist es Ihnen vielleicht möglich,“ fügte er hinzu, „mir gefälligst den Namen des Freundes, der Sie so großmüthig unterstützt, mitzutheilen?“

„Ich habe mein Wort gegeben, ihn zu verschweigen,“ war die Antwort.

„Wenigstens werden Sie mir versprechen,“ sagte der Banquier, „daß Sie, wenn die Nothwendigkeit es gebieten sollte, von dem Ihnen bei uns eröffneten Credit Gebrauch machen wollen.“

„Nein.“

„Diese Weigerung wird Ihre Mutter tief betrüben.“

„In diesem Falle gehe ich darauf ein,“ antwortete Oliver.

„Ach, was möchte ich nicht lieber ertragen, als eine Thräne von ihr zu verschulden, die schon so viel vergossen hat.“

„Ich habe jetzt,“ begann Mr. Cent wieder, „Ihnen noch dieses Packet zu übergeben. Es enthält eine von Mrs. Brandreth geschriebene Erzählung der schmerzlichen Vorgänge, auf deren Einzelheiten ich nicht näher eingehen brauche. Ihre ursprüngliche Absicht war, daß diese Papiere erst nach ihrem Tode in Ihre Hände gelangen sollten; der Entschluß, welchen Sie gefaßt, hat sie veranlaßt, dieselbe zu ändern.“

Unser Held ergriff es hastig und drückte die Aufschrift an seine Lippen.

„Dieses Getrenntsein zerreißt mir das Herz!“ rief er aus. „Sie ist grausam, ungerecht gegen sich selbst und gegen ihren Sohn. Würde sie, wie ich in meiner Kindheit meine jungen Gefährten, die die Liebe, die Sorgfalt einer Mutter beglückte, beneidet habe, wie ich klagte in dem Glauben, der Himmel habe mich derselben beraubt — wie oft ich in meinem Bette Morgens und Abends darum geweiht habe, die Natur würde mit unwiderstehlicher Veredsamkeit in ihrer Brust für mich stehen und mir ihren Segen gewinnen!“

Als Oliver diese leidenschaftlichen Worte aussprach, kam eine weibliche blasse, leidende, marmorähnliche Gestalt — welche während des ganzen Gesprächs hinter dem Schirm gestanden und mit gierigem Ohr jedes seiner Worte aufgefangen hatte — auf ihre Knie und schaute schweigend den Segen einer Mutter auf sein Haupt hernieder.

„Ich werde Wort für Wort, was Sie hier ausgesprochen wiederholen,“ sagte der Banquier in demselben geschäftsmäßigen Tone, in dem er bisher die Unterhaltung geführt, und sollte meine geehrte Clientin ihren Entschluß ändern —“

Er hielt inne, als erwarte er, daß Jemand anders den Satz

beendige; aber Mrs. Brandreth glitt mit einem letzten Blick auf ihren Sohn aus dem Zimmer, da sie fürchtete, ihren Entschlüssen nicht länger trauen zu können.

„Werde ich es Ihnen mittheilen,“ setzte Mr. Cent hinzu, dessen Gesichtszüge sich nie veränderten und weder Täuschung noch Ueberraschung ausdrückten. Ueberzeugt, daß alle weiteren Bitten fruchtlos sein würden, nahm Oliver Abschied und eilte nach Hause, um die erste Mittheilung, die er jemals von seiner lange betrauten Mutter erhalten hatte, durchzulesen.

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung des Modenbildes.

Robe von lousienblauem Taffet. Der Rock ist vorn auf jeder Seite mit drei Rüschen à la vieille bis zu 35 Centimeter Höhe garnirt. Diese Rüschen, zu beiden Seiten mit schmalen Spitzen besetzt, sind stets in der Mitte jeder Falte mit Knöpfen gefast. Die an der Taille angebrachten Rüschen sind etwas schmaler, an dem Aermel sind sie in nach oben abnehmender Breite garnirt. Das weiße seidene Futter des Aermels schließt auch hier mit einer Rüsche von weißem Taffetband. Unterärmel von Mouffeline. Gestickter Kragen von demselben Stoffe. [4110]

Die Mode.

Was ist schön? — O über die armen Philosophen, Denker und Künstler, welche sich einbilden, einen allgemein gültigen Typus der Schönheit aufstellen zu können! Siebt es nicht außer der griechischen und römischen auch türkische, chinesische, ja sogar lappische Schönheit? Ob es im Bereich der Menschenwelt ein überall und ewig Schönes gebe — dieser Frage nachzufinnen geht über die Bestimmung dieses Artikels hinaus, der es mit der veränderlichsten Schönheitsform, mit der Mode zu thun hat.

Wir stehen jetzt auf dem Punkte, wo es der allgebietenden Herrscherin beliebt, durch eine Aenderung ihrer Schönheitsgesetze uns, ihren Sklavinnen, die keinesweges schmeichelhafte Wahrheit ins Gesicht zu sagen: Ihr wißt nicht was schön ist! — „D,“ höre ich Viele meiner jungen Leserinnen antworten, „wir wissen wohl, was schön ist — der Wechsel ist schön!“ und mit dieser Antwort wäre denn der Zauber erklärt, der so viele Millionen hübscher und häßlicher, kluger und einfältiger Frauen dem Scepter der Mode unterwirft.

Seit geraumer Zeit war die Ueberzeugung, daß lange Taillen der weiblichen Gestalt am vortheilhaftesten seien, in uns zum unerschütterlichen Glauben geworden; wir hätten es für einen Frevel an uns selbst gehalten, die Blüthe durch eine kurze Taille zu entstellen. Doch was sagt unser ästhetisches Gewissen nun, da die kürzeren Taillen allen Gunstes von der Mode als „courfähig“ anerkannt sind? Unser ästhetisches Gewissen schweigt und fügt sich willig der neuen Form, denn es giebt nichts Gefälligeres, als das weibliche Mode-Gewissen. — Nur Geduld, laßt eine kurze Zeit vergehen, und wir, die wir jetzt uns nur schwer von der so lange beliebten Form trennen, werden uns sogar glücklich preisen, daß die „unnatürlichen“ langen Taillen endlich abgeschafft sind. — Worin hat diese Willfährigkeit, die Meinung zu wechseln, ihren Grund? — Darin, daß wir, wie gesagt, die Veränderung lieben, oder, mit anderen Worten, die Monotonie hassen, selbst an der eigenen Person. Wir mögen nicht alljährlich, wie die Blume, in derselben Gestalt, in demselben Gewand erscheinen. — So seien sie denn willkommen, die kurzen Taillen, um so mehr, da sie nicht so kurz, daß sie, wie vor einem halben Säculum, zu einem zweitheiligen Gürtel zusammenschumpfen, welcher nur vorn und hinten die Blüthe bedeckt, während unter dem Arm der Rock unmittelbar in das Armloch genäht ward. — Die modernen kurzen Taillen treten durchaus gemäßig auf, und werden die Anhängerrinnen der langen Taillen wenigstens nicht durch schneidenden Contrast gegen die bisher geltende Schönheitsform verwunden.

Auch sind es mehr die Stadt- und Promenaden-Toiletten, die den kürzeren runden Taillen hulbigen. Die Abendtoiletten halten mit eiserner Consequenz das lange Schnebbenleichen fest und haben in dem mit so entschiedener Gunst aufgenommenen Medicisgürtel (der, immer breiter werdend, jetzt schon die Gestalt eines kleinen Nieders und den Namen: ceinture suisse angenommen hat) einen treuen Verbündeten gewonnen. Er kleidet jugendliche Gestalten ungemein gut, und möchten wir den ihm gemachten Vorwurf, daß er „costümartig“ sei, eher als Vorzug hervorheben, da er die Monotonie der seitherigen Balltaillen angenehm unterbricht.

Eine sehr anmuthige Neuheit ist das Arrangement des Kleides aus einer Farbe zwar, jedoch in einer Schattirung den kann, daß man verschiedene Stoffe verwendet. Wir haben ein solches Kleid, dessen unterster Rock aus dunkel pensée Sammet bestand, der zweite Rock aus Atlas in hellerem Ton, der dritte aus hellem Taffet, aus welchem Stoff auch die Taille fertig war, die leicht gekraust durch einen Schnebbengürtel pensée Sammet gehalten wurde. Die Aermel waren gleichfalls aus den drei Stoffen arrangirt. Eine jugendliche Balltaillir in Grün hatte zwei Tassetröde in verschiedenen Nuancen, die dritte, aus hellgrünem Tüll, war durch große Bouquets von weißem und lila Flieder an beiden Seiten aufgenommen. Das Leibchen aus dem hellern Taffet wurde von der bouillonnée Verthe fast ganz bedeckt, und hatte auf dem, aus einem einzeln Tüllbausch bestehenden kurzen Aermel, Touffon von grünem Blättern und Flieder. Die Coiffüre zu dieser Toilette, eine runde Blätterquirlende, formte über die Stirn ein kleines gerichtetes Diadem von weiß und lila Flieder, und gab dem ganzen Arrangement etwas sehr distinguirtes.

Das Gold, das seither hauptsächlich bei der Abendtoilette verwendet, seinen Effect nur im Glanz der Listres entfalten konnte, hat seine Herrschaft über die gesammte Damentoilette einer Weise ausgedehnt, daß es sogar bei dem ersten Morgenanzug nicht fehlen darf. Auf Juwelenstücken, Pantoffeln, Schuhen, in den Schleifen der Hübschen u. s. w. ist es oft in großer Fülle verwendet, die dem Auge mehr reich, als von gutem Geschmack erscheint. — Bei der Promenadetoilette kommt das Gold hauptsächlich durch die Ausführung der Soutache zur Geltung, mit der jetzt Kleider, Mantillen, sogar Schirme verziert werden. Wo es nicht allein auftritt, ist es als einzeln glänzender Faden der Litze beigewebt, oder begleitet dieselbe an äußeren Rande. Eine breite, halb gold halb schwarz melirte ist gleichfalls ein sehr beliebter Besatz. Wir gedenken in kurzer Zeit durch reiche Soutachedesins unseren Leserinnen Gelegenheit zu geben, mit ihrer Hände Werk ihre Frühjahrskostümchen schmücken zu können.

Schon in unserm vorigen Bericht erwähnten wir die Gelegenheit der wollenen Gürtel, gestickter Gürtel, welche, dem Dessein des Kleides harmonirend, in bunter Seide oder Band auszuführen sind, das mit der Grundfarbe des Kleides stoffes übereinstimmt. Diese auf kunstfleißige Damenarbeiten berechnete Mode wird aller Wahrscheinlichkeit nach eine weite Ausdehnung gewinnen, und namentlich auch bei leichten Kleidern mit Blumenmustern Anwendung finden, deren die rarer Modemagazine für die kommende Saison in Bereitschaft halten. Geschickte Zeichnerinnen werden leicht nach dem Dessein ihres Kleides ein Dessein anfertigen können, welches die Gürtel eines breiten, herabhängenden Gürtelbandes angeheften ausführt, doch wollen wir nicht unterlassen, für minder Geübte nächstens einige Stickerdesins zu Gürteln (d. h. zu den Enden der Gürtel) zu veröffentlichen. Eine andere Neuheit sind die Gürtel aus Posamentierarbeit, die durchsichtig gewebt, genau mit den übrigen Posamentierauspuz des Kleides harmonirend, in der nach unten breiter werdenden Enden auf das Kleid befestigt.

Zu häuslicher Toilette sind die lackirten Ledergürtel, Schnallen oder Agraffen von Stahl ebenso zweckmäßig als modern. Zu einfachen Hüten werden stets Schleier getragen, nicht so klein als moderner Schmuck, sondern nicht minder als Erforderniß der Jahreszeit, zum Schutz gegen den rauhen Athem des Winters. Die letzte Arbeitsnummer des Bazar brachte die Schnitt eines sehr graziblen Schleiers, des sogenannten „Schleiers“, der, ursprünglich englischer Herkunft, sich jetzt sehr bald auch in der Damenwelt des Continents acclimatirt wird.

Veronika v. G.

Das Kind des Gefangenen.

Es war früh am Morgen. „Ist dies der Weg nach H...?“ „Ja,“ erwiderte kurz und rauh ein Landmann mit sonnen gebräuntm Gesicht und ging vorüber. Es ward Nachmittag, und noch immer schritt das kleine Mädchen vorwärts. Schwächlich und ärmlich war ihr Aussehen, durch ihren gebrochenen Strohhut brannte die Sonne heiß auf ihre Stirn, und die zerrissenen Schuhe konnten die müden Füße vor der Rauheit des Weges nicht schützen. „Ist dies der Weg nach H...?“ „Ja wohl, kleine. Aber was willst Du denn in der Stadt“

Mei Mutter mag mi net.

Langsam.

Gustav Eggers.



- 1. Mei Mut = ter mag mi net, und kein Schatz han i net, und war = um stirb i net, was thu i do? Mei Mut = ter mag mi net, und kein Schatz
- 2. Ge = stern ist Kirch = weich g'weh, mi hat me g'weß net g'feh, denn mir ist gar so weh, i tanz jo net. Ge = stern ist Kirch = weich g'weh, mi hat me
- 3. Laßt die drei Ros' be = stehn, die dort am Kreuz = e blühn, häunt ihr das Mäd = le kennt, die brun = ter liegt? Laßt die drei Ros' be = stehn, die dort am



- 1. han i net, und war = um stirb i net, was thu i do?
- 2. g'weß net g'feh, denn mir ist gar so weh, i tanz jo net.
- 3. Kreuz = e blühn, häunt ihr das Mäd = le kennt, die brun = ter liegt?

Vollstext.

un poco rallentando



Das Kind schritt vorwärts mit kramphast zitternden Lippen, doch ohne dem freundlich alten Manne zu antworten, der, von der Erscheinung des Mädchens betroffen, sein Pferd anhielt, um sich nach dem Reisezweck der traurigen, eiligen Pilgerin zu erkundigen.

Der Thau fiel, und Kati schritt unaufhaltsam weiter, aber ach — die Hitze begannen ihr den Dienst zu versagen, und sie mußte auf einem bemoosten Stein am Wege sich niederlassen. Sie sah so müde und so alt aus, wie sie dort saß, die Gestalt gebeugt, das Gesicht mit den Händen bedeckt, während das verborrene Haar über diese herabfiel und lange zurückgehaltene Thränen sich mächtig hervorbrängten.

„Kleines Mädchen, was machst Du hier?“ fragte eine sanfte, theilnehmende Stimme.

„Ei, wie neugierig!“ setzte eine sprödere Stimme hinzu, und Kati, beim Klang der Worte aufblickend, sah eine hübsche junge Dame und einen eleganten jungen Herrn vor sich stehen. „Was in aller Welt führt Dich hierher?“ fragte Natalie Maimwald, dem erschrockenen Kinde noch näher tretend.

„Ich will nach H. . . gehen,“ antwortete Kati schüchtern. „Höre nur, Georg — das Kind will bis nach H. . . gehen, es sind ja noch zwei Meilen bis hin. Weißt Du denn, Kind, daß es so weit ist?“

Kati schüttelte den Kopf und trocknete die Thränen, die groß und schwer aus ihren Augen flossen.

„Warum, kleines Mädchen, gehst Du denn nach H. . . ? Hast Du denn auch etwas zu Abend gegessen?“

Kati schüttelte den Kopf. „Oder zu Mittag?“

„Das Kind schüttelte abermals den Kopf. „Georg, das arme Kind muß ja fast verhungert sein.“

„Ich sollte meinen,“ erwiderte der Bruder, sich von einem langen Gähnen erholend.

„Wie heißest Du?“

„Kati.“

„Nun, Kati, Du mußt mit zu uns kommen und etwas essen. Zu Fuß nach H. . . gehen! Es ist unglücklich — lächerlich! Komm, Kati. Ueber Nacht wirst Du Dich bei uns ausruhen, und morgen wollen wir Deine Weiterreise überlegen.“

Kati folgte der freundlichen Dame und ihrem Begleiter. — Welch ein herrlicher Anblick eröffnete sich ihr. Ein palastähnliches Haus, von weitläufigen Parkanlagen umgeben; die Spuren des Reichthums und des Luxus überall.

Sie gingen eine breite Allee hinauf. Ulmen und Eichen warfen ihre Schatten auf üppige Rasenplätze, auf denen hier und da Blumengruppen ihr liebliches Farbenpiel entfalteten. Um die Säulen des Schloßportals schlängten sich grüne Weinranken und umrahmten die blinkenden Fenster.

„Susanne,“ sprach die junge rückkehrende Herrin zu der Haushälterin, „gib der armen Kleinen etwas zu essen. Sie muß sehr hungrig und sehr müde sein. Nachher wollen wir sehen, was weiter für sie zu thun ist.“

Susanne blickte freundlich auf die arme, müde Kleine, ergriff ihre zitternde Hand und führte sie in die Küche.

Unterdessen ward ihre Geschichte, oder vielmehr der kurze, uns bekannte Theil derselben, im Salon besprochen. Natalie, im weiten weißen Gewande auf den weichen Kissen des Sophas ruhend, begleitete ihre Erzählung mit sprechenden Geberden, welche ihre Freude an der übernommenen Rolle der Beschützerin deutlich verriethen.

„Ich möchte gar zu gern wissen, warum sie nach H. . . geht,“ sprach Natalie, sich gedankenvoll zurücklehnd. — „Wir müssen ihr übrigens einen andern Hut geben und ein Paar Schuhe; vielleicht können wir sie auch morgen ein Stück fahren lassen, wenn ihre Reise von Wichtigkeit ist. O, über das seltsame, närrische kleine Ding!“

„Wen meinst Du denn, liebe Tochter?“

„Ach, Du bist da, Papa — ich spreche von einem kleinen armen Mädchen, sie kann kaum zehn Jahr alt sein. Sie saß ganz verlassen auf einem Steine an der Straße und sagte, sie wolle nach H. . . gehen.“

„Ich begegnete ihr auch,“ entgegnete der freundliche alte Herr. „Sie fragte mich nach dem Wege, ich wollte sie aufhalten, aber sie trabte vorwärts. Wo ist sie?“

„In der Küche, Papa. Susanne wird ihr etwas zu essen geben, und wenn sie sich ein bisschen gestärkt hat, wollen wir mit ihr reden.“

Ein heiteres Kleeblatt junger Mädchen stürmte jetzt herein, die Arbeit ward bei Seite gelegt, die Lampen wurden angezündet, und muntere Gespräche verbannten jeden traurigen Gedanken. Blühlich erinnerte Natalie sich des seltsamen kleinen Mädchens wieder, rief, in die Hände klatschend: „Ich werde Euch etwas zeigen!“ und verschwand.

Susanne saß in der Speisekammer neben der Küche und las Stachelbeeren aus.

„Wo ist das Kind?“ fragte Natalie.

„Auf der Thürschwelle,“ antwortete die Haushälterin und fuhr in ihrer Arbeit fort.

„An der Thür ist Niemand, Susanne.“

„Ei gewiß, Fräulein!“ Mit diesen Worten stand Susanne auf, stellte den Napf auf den Tisch, nahm ihre Schürze mit den Abfällen der Beeren sorgsam zusammen und schritt entschlossen auf die Thür zu.

„Meiner Treu, sie ist fort! Hier saß sie nach dem Abendbrot, als ich hineinging an die Arbeit,“ bemerkte die Haushälterin. „Sie guckte immer zu den Sternen hinauf — das ist ein frommes, gutes Kind, dachte ich — aber nun sehe ich doch, Fräulein, sie ist verschmigt und schlau, wie alle solche Landstreicher. Fort ist sie! Ich muß nur sehen, ob sie nicht etwa silberne Löffel mit ausgeführt hat — das Volk ist gar zu arglistig.“

„Sagtest Du ihr nicht, sie solle die Nacht über hier bleiben?“ fragte Natalie und ging forschend und suchend umher, ob sie die Verschwendung vielleicht entdeckte.

„Ja, das sagte ich ihr, Fräulein, und ich sagte ihr auch, daß sie ein gutes Bett haben sollte über dem Holzstall, aber sie sah so eigen drein aus ihren großen Augen, so, als hörte sie von Allem kein Wort.“

„Das arme Kind schien recht unglücklich zu sein,“ sprach Natalie, ganz betrübt, daß sie ihrem kleinen Schützling nun keine Hilfe mehr konnte angedeihen lassen. „Ich hätte ihr Kleider, Hut und Schuhe gegeben und hätte sie nach H. . . fahren lassen. — Vielleicht kommt sie wieder. Wenn sie kommt, wirst Du sie dann gleich zu mir schicken, Susanne?“

„Wenn sie kommt, ja, Fräulein, aber ich glaub's nicht,“ antwortete die Haushälterin und ging dann zu ihren Stachelbeeren zurück.

Die kleine Kati kam nicht zurück. Sie hatte eine Gelegenheit ergriffen, unbemerkt fortzukommen, und war schon eine

weite Strecke gegangen; als es finstere wurde, froh sie in einen Heuschaber und brachte die Nacht unter freiem Himmel zu. Gern wäre sie die ganze Nacht gewandert, aber sie fürchtete in der Dunkelheit sich zu verirren.

„Heut ist uns ein sonderbares Ding passiert, Herr Inspector,“ sprach ein derber, vierschötiger Mann, einer der Gefängniswärter in H. . . , zu seinem Vorgesetzten. „Wir fanden da draußen ein weinendes kleines Mädchen, und was blieb uns übrig, meine Frau mußte sie ins Haus nehmen; wir konnten sie doch nicht umkommen lassen. Ihren Namen haben wir noch nicht erfahren können. Sie bleibt dabei, sie ist Kati — ich glaube, sie will Jemandem hier im Gefängnis besuchen, aber man bringt nichts aus ihr heraus, nicht woher sie kommt, nicht was sie vor hat.“

„Bringt sie nur hier herüber,“ sprach der Inspector. „Meine Frau braucht gerade ein Mädchen, ihr in der Wirthschaft etwas beizustehen. Möglich, die Kleine paßt dazu.“

Nach einigen Augenblicken stand Kati, an allen Gliedern zitternd, vor dem Inspector des Gefängnisses. Kati war ein hübsches Kind. Ihre großen blauen Augen hatten einen sehr anziehenden Ausdruck von Melancholie, und ihre ganze äußere Erscheinung machte einen günstigen Eindruck, jetzt, da eine freundliche Hand ihr hübsches blondes Haar glatt gekämmt und gelockt und sie mit einem Paar graue Schuhe beschenkt hatte.

„Woher kommst Du, Kleine?“ fragte der Inspector freundlich. „Von B.“, antwortete das Kind leise.

Die Männer wechselten erstaunte Blicke. „Doch nicht zu Fuß?“

„Ja, Herr,“ entgegnete Kati noch schüchterner, denn es schien ihr, als liege Strenge in dem Tone der Frage.

„Warum kommst Du her?“

„Meinen Vater zu sehen.“ Bei diesen Worten brach die Kleine in heftiges Schluchzen aus, und ihre schwache Gestalt zitterte im Sturm der Gefühle.

„Wer ist Dein Vater?“ fragte der Inspector mit gutem Tone. „Mein Vater heißt Weiß,“ antwortete die Kleine, sobald das heftige Schluchzen ihr zu reden erlaubte.

„Wir haben drei Weiß hier, Joseph, Benno und David,“ bemerkte der Schließer auf den fragenden Blick seines Vorgesetzten. „Kleine, heißt Dein Vater Joseph?“

Kati antwortete nicht, denn die überstandenen Anstrengungen und die nun sie bestürmenden Ereignisse hatten ihr fast die Besinnung benommen.

„Wenn's Joseph ist,“ murmelte der Schließer, „so ist's ein schlimmer Gesell; er ist diesen Morgen doppelt geschlossen, weil er ausbrechen wollte — verdient nicht so ein hübsches kleines Töchterchen. — Na, komm, Kleine, wir wollen Deinen Vater aufsuchen.“

Er nahm Kati's zitternde Hand in die seine und führte sie durch lange dunkle Gänge an schwarzen feuchten Mauern, an verriegelten Thüren vorüber. Die schweren Tritte des Schließers, und die des Inspectors hinter ihnen weckten einen unheimlichen Nachhall in den dumpfen Wölbungen des Gebäudes. Es war ein großes, weites Grab, durch das sie schritten, ein Grab, in welchem lebende Herzen eingesargt werden, Herzen, deren Schlag man fast hören konnte in der grausvollen Stille. Alles sprach hier von Verbrechen, von furchtbaren, durch die Strenge des Gesetzes gefesselten Leidenschaften.

Der Schließer schritt nun mit dem scheuen Vögeln, das er mit väterlicher Sorgsamkeit an seiner Seite festhielt, eine Treppe hinauf, dann noch eine kleine Strecke weiter in einem Corridor und stand vor einer Thür still, deren Klappe er in die Höhe schob. Das behaarte, rohe Gesicht eines Mannes erschien alsbald an der Oefnung.

„Gure Tochter ist hier, und will Euch sehen,“ sprach der Schließer.

„Tochter — hm! — Was fällt Euch ein?“ — entgegnete mürrisch der Gefangene. „Hab' keine. Hätt' ich eine Tochter, würdest Zhr mich hier nicht festhalten.“

„Vater!“ rief Kati. — Der kindliche Ainf schallte so süß, so fremdartig schön durch das schreckliche Gefängnis, doch als das höhniische Gesicht des Zellenbewohners sich näher an die Thürklappe drängte, verbarg die Kleine entsetzt ihr Gesicht in des Schließers Arm, leise schluchzend. „Das ist mein Vater nicht.“

„Nun, wir wollen's bei einem Andern versuchen,“ sprach der ehrliche Schließer und führte seine junge Begleiterin zu einer zweiten Zelle. Freundlicher als das erstmal rief er hier zu dem emporgeschobenen Fenster hinein: „Holla, Benno, hier ist die kleine Kati, wollt Zhr sie nicht sehen?“

„Kleine Kati?“ schallte es zurück — dann eine lange Stille — „ich hatte einst eine Kati — keine kleine Kati — ich brach ihr Herz. Gott sei mir gnädig. Geht — für mich kann das nicht sein.“

Wieder rief die sanfte Kindesstimme: „Vater!“ Der Gefangene kam dicht an das kleine Fenster, ein jugendliches Gesicht, dessen blaue Augen fast unerschuldlich blickten, daß es eine Sünde schien, diesen Jüngling eines Verbrechens fähig zu halten, schaute heraus. Der Gefangene sah des Kindes thränenwollen, lebenden Blick. Eine Wolke der Trauer zog über seine Stirn, ein tiefer Seufzer schwellte seine Brust und mit leisem Stöhnen wandte er seinem Lager zu, rufend: „Nehmt sie fort, ich kann ein so reines Wesen nicht sehen! Ich kann's nicht.“

Kati weinte wieder leise: „Er ist's nicht,“ und ihr alter Gönner führte sie weiter zu einer dritten Zelle.

„Joseph, hier ist ein kleines Mädchen, die kleine Kati, Cuere Tochter, die Euch sehen will.“

Ein lallendes „Was“ schallte vom Lager der Zelle her. Der Gefangene war ohne Zweifel soeben erwacht.

„Cuere Tochter.“

Kettengerassel drang zu des Kindes Ohr und erschütterte es bis ins tiefste Herz hinein. An der Thüröffnung erschien das Gesicht eines Mannes mit schönen, aber unheimlichen Zügen. Er schien anfangs nicht zu verstehen, was man von ihm wollte, und soweit seine Ketten es erlaubten, nahte er sich dem Fenster und blickte auf das junge, weinende Gesichtchen hinab. Es war fast zu viel für das Kind. Mit lautem Schrei rief sie: „Vater! Vater!“ und sank halb bewußtlos an den Knien des Schließers nieder.

„Kati!“ rief nun auch der Gefangene, und ein schmerzlicher Krampf zuckte um seinen Mund. „Was, in des Himmels Namen, brachte Dich her?“

Der Schließer hatte unterdeß die Kleine wieder zum Bewußtsein gebracht.

„Sollen wir sie in die Zelle lassen?“ fragte der Inspector, welcher sich hierher gefolgt war.

Joseph schlug die Hände vor die Augen, und ein leises „Ja“ entfloß seinen zusammengepreßten Lippen. Der Schließer öffnete die schwere Thür und ließ die Kleine hinein. Sie streckte ihre Arme aus, der Gefangene öffnete die seinen weit, weit, und

schlug sie, daß die Ketten klirrten, über der schwächtigen Gestalt des Kindes zusammen.

„Vater!“ „Kati!“ — hallte es in der düstern Zelle. — Dann hörte man lange nur ein leises Weinen. Endlich richtete der Mann das Haupt seiner Tochter, deren helle Locken auf seine Schulter fielen, empor — o, wie schauerlich rasselten dabei die Ketten — und blickte ihr ins Gesicht. Einen Augenblick schien er zu schwanken, dann küßte er sie und neigte sein Haupt unter ihrem ernststen, liebevollen Blick.

„Kati, warum bist Du hergekommen?“

„Ich wollte Dich sehen, Vater,“ und das kindliche Haupt ruhte von Neuem an des Verbrechers Schulter.

„Wie war's Dir möglich, herzukommen? — Kehre Dich nicht an das Geräusch, Kati, sie schließen zu — später kommen sie wieder und lassen Dich heraus. — Wie bist Du hergekommen?“

„Zu Fuß.“

„Von der Hauptstadt, Kind?“

„Ja, Vater!“

Nichts hörte man als den Klang der Ketten, da der Gefangene sein Kind fester an seine Brust drückte.

„Wie verließest Du sie — Kati — Deine Mutter?“

Die Frage ward leise und furchtbar ausgesprochen und keine Antwort ertönte darauf. Angstvoll blickte Joseph der Kleinen ins Antlitz; ihre Lippen zitterten.

„Sage mir — schnell!“

„Sie starb, Vater!“

Ein furchtbares Stöhnen — und das Haupt des Gefangenen sank in seines Kindes Schooß. Er weinte lange, laut und heftig. — Der Schließer und der Inspector, welche durch das Fenster der Thür Zeuge der Scene waren, glaubten eine so schmerzliche noch nie erlebt zu haben. — Kati verjuchte den Vater zu trösten, bis die Heftigkeit seines Schmerzes seine Kraft erschöpft hatte und sein lautes Schluchzen in leises Weinen überging.

„Kati, wann starb sie? Armes Weib! Armes Kind!“

„Ach, es ist schon so lange her — viele, viele Wochen —“ antwortete das Kind. „Sie sagte mir, ich möchte zu Dir gehen und Dich trösten.“

„O Gott, das ist hart! — Sie vergab mir!“

„Sie sagte mir auch, ich möge für Dich beten und Dir sagen, Du möchtest, wenn Du frei gelassen wirst, immer recht brav und gut sein, damit Du zu ihr in den Himmel kommst.“

„In den Himmel! Ich im Himmel!“ stöhnte der Gefangene, und sank aufs Neue in einen Abgrund der Verzweiflung.

Doch das Kind war sein rettender Engel, ihre sanfte Berührung öffnete sein Herz der Reue, was Kerker und Ketten nicht konnten. Er war verhärtet gewesen, doch seiner Tochter Liebe hatte die eisigen Mauern seiner Seele geschmolzen, hatte das verborgene Gute in ihm ans Licht gebracht, und seinen Kerker durch ihr sonniges Lächeln erhellt. Lange saß er, das Haupt im Schooß seines schönen, stillen Kindes, und keiner wagte sie zu stören. Inspector und Schließer gingen auf dem Corridor auf und ab.

„Vater, wenn Deine Zeit um ist, werde ich für Dich sorgen,“ sprach die Kleine.

Joseph erhob sein Haupt und seine vom Weinen gerötheten Augen hefteten sich auf die seines Kindes.

„Mutter hat es mir gesagt.“

„Gottes Segen über Dich, Du Engel. Ja, Du wirst und kannst Deinen elenden Vater retten.“

„Ja, ich werde Dich retten, Vater!“

Der Inspector räusperte sich, der Schließer schalt einen Gefangenen — um die Mühnung zu verbergen.

„Ich dachte, Du kämst nun heraus!“ brummte der Schließer, zu Josephs Zelle hineinredend.

„Kati, Du mußt jetzt gehen. Wirst Du auch wiederkommen, mein Kind?“

„Kann ich nicht hierbleiben?“

„Nein, Liebe, aber Du wirst wieder zu mir kommen.“

Kati ward sanft hinausgeführt aus der dunkeln Zelle. Sie weinte leise und ruhig und ward von dem Inspector mit in dessen Wohnung genommen.

Hier wartete ein freundlicher alter Herr.

„Ei, da ist ja der kleine Flüchtling, den ich suche,“ rief er erfreut. „Kennen Sie das Kind?“ fragte der Inspector.

„Eigentlich — nein, bis auf flüchtiges Gehen. Aber meine Tochter, die sie von der Landstraße mit nach Haus gebracht, und sich einmal in den Kopf gesetzt, die Kleine zu protegiren, ließ mir keine Ruhe. Als das Kind, am Abend von uns entwichen, sich nicht wieder einstellte, bat meine Natalie mich himmelhoch, ich sollte von ihm Kunde einziehen — und — du lieber Gott, was thut ein Vater nicht, der nur eine Tochter hat, dieser Tochter zu Liebe! — um so mehr, wenn es gilt, eine Regelung der Wohlthätigkeit in ihr zu unterstützen.“

Hier im Städtchen angekommen, zog ich bei Diesem und Jenem Erkundigungen ein, die es mir möglich machten, ihre Spur endlich bis hierher zu verfolgen.

Wie ich soeben hörte, Herr Inspector, wollte die Kleine hier ihren gefangenen Vater besuchen, dessen Strafzeit bald abgelaufen ist. Wenn der Mann Willens ist, ehrlich zu arbeiten, kann ich auf meinem Gute ihm Beschäftigung vollauf geben. Nun, Kleine, willst Du mit mir kommen?“ fragte der gute Herr Maimwald, des Kindes Locken streichelnd, und setzte dann mittheilig hinzu: „Armes Kind!“

Zwei Meilen von H. . . , auf dem Gute des Herrn Maimwald steht ein hübsches Häuschen, von einem fleißigen Landwirth und seiner Tochter bewohnt. Kati erfüllt die Mühnung ihrer sterbenden Mutter. Sie sorgt für ihren Vater, und er sorgt — im besten Sinne, für sich selbst. — Die Menschen achten ihn, und Gott wird ihm vergeben!

[4432]

Ein Wort zur Parfümerie.

Obgleich wir hier und da in unseren Modeberichten der Neuheiten im Reich der Wohlgerüche gedenken, so glauben wir es doch unseren Leserinnen schuldig zu sein, diesem durchaus nicht unwichtigen Toilettenartikel einmal eine umfassende Besprechung zu widmen, umso mehr da die Mode der neuern Zeit, unterstützt durch die bedeutenden Fortschritte der Chemie, eine große Neigung zum Einfachen, Kräftigen, Unvermischten im Fauche der Parfümerie gezeigt hat. Vielleicht wird manche Leserin darüber lächeln, daß wir „die Mode“ hier so gewichtig citiren, und denken, daß die Launenhafte wohl hier keinen so großen Einfluß besitzen könne, indem ja Wohlgeruch immer Wohlgeruch bleibe und mit der Mode daher wenig zu schaffen habe. Allein sie irrt, die ungläubige Leserin; die Mode herrscht auch auf

diesem Gebiete und hat unseren Geruchsorganen durch ihre Tyrannei schon manches harte Joch auferlegt, wir erinnern hier nur an das moderbustende Patchouli und jene schwindelerregende, stark mit Moschus versetzte Essenz, die unter dem Namen mille fleurs vor ungefähr 10 Jahren alle Salons durchbustete und nervös reizbare Personen zur Verzweiflung brachte. Wächten wir in Zukunft vor solchen Verirrungen des guten Geschmacks gnädigst bewahrt bleiben!

Es gehört zu dem Wesen einer eleganten Frau, daß sie ein eigenes bestimmtes Parfüm adoptirt, das ihre Wäsche, Handschuhe, Kleider u. s. w. erfüllt und in ihrer Nähe wahrnehmbar ist. Die zur Parfümierung genannter Gegenstände nöthigen Sachen, Essenzen u. dgl. dürfen nun aber nicht nach Belieben ausgesucht und zusammengestellt, sondern müssen in Ueber einstimmung gewählt werden, so daß sie gewissermaßen in einen großen Duettaccord harmonisch zusammenklingen, und nicht wie das oft der Fall, sich gegenseitig überbäuben oder gar widersprechen. Es geschehen in dieser Beziehung große Mißgriffe und Uebertreibungen, und davor unsere geehrten Leserinnen zu bewahren, soll unser heutiges Bestreben sein.

Im Allgemeinen ist das Parfümiren von Toilettegegenständen durch Sachets (Nachtischen) jeder andern Weise vorzuziehen. Der Wohlgeruch derselben durchzieht nach und nach die Sachen und befestigt sich in denselben, während aufgeschlossene Essenzen zwar schnell und stark wirken, bald aber, namentlich wenn man sich in freier Luft bewegt, alle Wirkung verlieren, u. überdies auf vielen Stoffen Flecken oder doch Ränder zurücklassen. Das einfachste und natürlichste Verfahren, das Parfümiren durch frische Blumen und Kräuter, hat auch seine Schattenseiten, die darin bestehen, daß schnell der gewonnene Duft verfliehet und dann ein gewisser dumpf modriger Geruch zurückbleibt, der namentlich aus der Wäsche schwer zu vertreiben ist. Die in Schränken und Commoden eingestreuten Beilichen, Neseba, Rosenblätter u. s. w. haben außer dieser Unannehmlichkeit auch noch die, daß sie verweilt viel Staub verursachen, und daher die Wäschebehälter oft ausgeräumt und gereinigt werden müssen. Die beste Art dergleichen anzuwenden ist, die abgeklickten Blüthen (denen möglichst wenig grüner Stiel zu lassen ist) lose in ein Mouffelinesäckchen einzunähen, das dann, sobald die Blüthen allen Duft verloren haben, herausgenommen werden kann.

Die heutige Mode neigt sich wie gesagt auf das Entschiedenste den einfachen Extraitz, den sogenannten parfums naturels zu, wie rose, reseda, violettes, lilas, vanille, fleurs d'orange, die alle in trockenen poudres wie in flüssigen Essenzen, Pomaden u. s. w. zu haben sind. Hat man sich nun z. B. zur Annahme von violettes entschlossen und ein solches Sachet in seine Wäsche gelegt, so darf man nicht jasmin als Pomade, rose als flüssige Essenz und wohl gar noch eine starkriechende Kräuterseife anwenden, der Gesamteffekt dieser verschiedenen Parfüms würde ein höchst unangenehmer sein, und anstatt den Reiz der Persönlichkeit zu erhöhen, eher dazu beitragen, dieselbe unansehnlich zu machen. Alle diese bei der Toilette angewandten Mittel müssen vielmehr mit dem Geruch des Sachet im genauesten Einklang stehen. Bei gemischten Wohlgerüchen, sogenannten Bouquets, ist die Zusammenstellung schon um vieles erleichtert. Ein Sachet à la sultane, à la Julienne, à l'imperatrice u. s. w. verträgt schon den Gebrauch einer andern Bouquet-Essenz, nur sei man bedacht, zu einem sehr süß und matt riechenden Sachet nicht etwa eine stark würzige oder gar nach Moschus duftende Essenz zu wählen, was jedenfalls eine widersprechende Wirkung haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Welches ist das zweckmäßigste Verfahren zur Entfernung von Rostflecken?

Außer dem dazu bisher angewandten Sauerleesalz, wie auch Citronensaft, Essig etc., hat sich ganz besonders das Blutlaugensalz als ein vorzügliches Eisenmittel bewährt. Professor Kunge, dem wir diese Erfindung verdanken, theilt hierüber in seiner technischen Chemie der Metalle folgendes mit: „Es war der Fall vorgekommen, daß durch Versehen in Verbindung gebracht wurde, wodurch 300 Servietten und viel anderes Tischzeug eine vollkommen rostgelbe Farbe bekamen. Hier war an Kieseläure gar nicht zu denken, und Salz- und Schwefelsäure wirkten nur äußerst unvollkommen ein, weil das Fett der Seife sich theilweise mit dem Eisenoxyd verbunden hatte. Ein 4- bis 5-tägiges Liegen in ziemlich starker Schwefelsäure (natürlich so weit verdünnt, daß das Zeug nicht angegriffen werden konnte) war daher ohne allen günstigen Erfolg, und man war schon auf dem Punkte, die Wäsche verloren zu geben, als ich mich früherer Versuche erinnerte, nach welchen ein Eisenblech sehr leicht aus Wäsche gebracht werden kann, wenn man ihn vorher mit Cyanferrum (Blutlaugensalz) blau färbt. Von diesem Salze wurde demnach etwas zur Schwefelsäure zugemischt und das Zeug darin umgearbeitet, welches bald sich dunkelblau färbte; mit Pottaschenlauge behandelt, wurde das Zeug wieder weiß. Bei einigen Stücken, die sehr gelb waren, mußte das Blaufärben wiederholt werden. Angegriffen wird bei diesem Bleichverfahren die Wäsche nicht.“ — Der chemische Gehalt bei diesem interessanten Experiment besteht einfach in Folgendem: Durch die Einwirkung der verdünnten Schwefelsäure auf den Rostblech bildet sich in dem Zeug ein Eisensalz, das, in Verbindung mit dem Cyanferrum, Berlinerblau (Eisencyanür) bildet. Diese letztere farbige Cyanverbindung wird aber endlich durch das Kali der Pottaschenlauge aufs Neue in Blutlaugensalz verwandelt, das, im Wasser löslich, nun leicht fortgewaschen werden kann. Gleichzeitig hat sich bei diesem Proceß auch das oben erwähnte Fett der Seife (Fettsäure) von dem Eisenoxyd trennen können, um in Verbindung mit dem Kali wieder die unschädliche Rolle einer Seife zu spielen. Obgleich wir vorstehendes Verfahren unsern Abonnentinnen als erprobt empfehlen können, möchten wir ihnen doch der größten Vorsicht halber anrathen, bei der Anwendung derselben einen Apotheker zu Rathe zu ziehen.

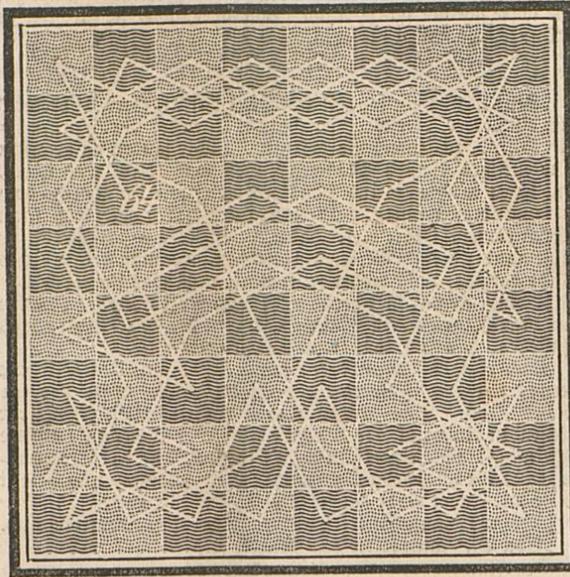
Auflösung des Anagramms Seite 88.

War' jedes Menschen Leib
Beseelt von wahrer Lieb,
Nie trät' des Selters Weil
Ihn, noch des Kriegers Blei.

Auflösung des Rebus Seite 88.

Groß sein thut's nicht allein, sonst holte
die Kuh den Hagen ein.

Schlüssel zur Auflösung der Köffelsprung-Aufgabe Seite 88.



Auflösung der Köffelsprung-Aufgabe Seite 88.

Es schauet Dein Blick nur die endliche Scene,
Es höret Dein Ohr nur verräuschende Töne;
Das Leben ist Schatten, die Ewigkeit Licht,
Die Sinne erschaffen das Göttliche nicht;
Doch was Dir vertrauen die innern Gefühle,
Dem folge, Du narest dem ewigen Ziele.



1.
Dreißig ist's ein übles Ding,
Steht mancher Kerger drin,
Und wenn das Ende nicht dran hing,
Wär auch nichts zu gewinnen.
Doch wagt Du, dem dreißig'gen Wort
Den Kopf keck abzuschneiden,
So ist die Noth, der Kerger fort;
Ja, durch des Schnittes Leiden
Wird das Verkürzte von der Stund
An munter, fröhlich und gesund.

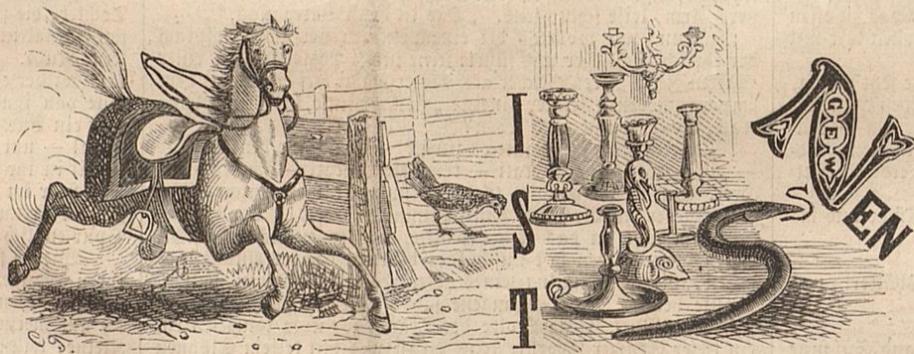
Marie Harter.

2.

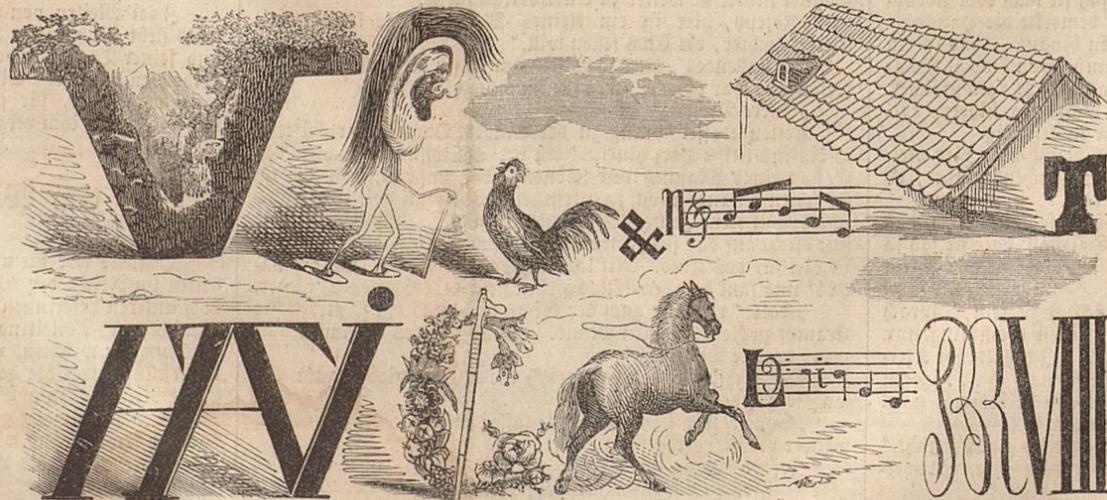
5674123 brachte 12345678 eine 34567 Rose, indem er sagte: „38567, wo ich sie gefunden habe?“ Gewiß antwortete 12345678, „2, wie unvorsichtig Du bist, Du hast Dich gewiß sehr tief gebückt, um sie zu bekommen, Du hättest ertrinken können; ich hätte mich alsdann gegrämt wie 6734, und es hätte mich weder die schönste auf Deinen Tod gedichtete 217 getrübt, noch wenn Du einen Geschichtsschreiber gleich 6734125 gefunden hättest.“

J. N. Heinrichs.

Erster Rebus. (Sprichwort.)



Zweiter Rebus. (Sprichwort.)



Köffelsprung-Aufgabe.

Schick-	sen,	den-	sie	mit	se	der	an-
schaften	lich	das	plüt-	lei-	Blut-	als	man-
Um	sal	Stich	da-	stets	aus-	wert	mit
nie	Wahn,	Lieb-	hier	men	leichtes	muß	Nur
beut,	die	Dich	strecken;	zu-	zum	le	Spül
U-	durch	uns	Spanne	Le-	sind's	bahn,	streb
tur-	Zeit,	be-	laß	Zeit-	schmut-	kurzer	Zans
se	ber	ze	Die	auf	bens-	ver-	ten.



Fr. N. S. in B. Wenn Sie uns eine Umschreibung gestatten, können wir von dem Eingekommenen vielleicht Gebrauch machen.
Fr. N. S. in T. Der Bazar sowohl wie die Pariser Modelle haben in Schnitt und Bildern so mannigfache Toiletten für Kinder und Erwachsene, daß es Ihnen nicht schwer fallen dürfte, das für Sie Geeignete zu finden. In Bezug auf Stoff empfehle ich Ihnen Seide als practisch und elegant.
Fr. B. in D. Wir werden prüfen und dann entscheiden.
Fr. J. V. in K. Wir bedauern, keinen Gebrauch davon machen können, da wir mit demartigem Manuscript reichlich versehen sind.
Fr. U. v. S. in B. Der erste Ihrer Wünsche ward durch das Element der vorigen Arbeitsnummer erfüllt, der zweite wird in dem nächsten Erledigung finden. Für das Eingekommene herzlichen Dank, die Andere ist uns bekannt.
Fr. J. v. G. in W. Nicht von allen in Abbildung erscheinenden haben wir es möglich, auch den Schnitt zu bringen, die in Welt gehende war hauptsächlich gegeben, die Macaronsgarntur zu beschaffen. In früheren Jahrgängen finden sich schon einige der verlangten Dessins; jedoch werden wir, wenn irgend möglich, auf zweiten Wunsch Rücksicht nehmen.
Fr. N. T. in D. Ja. Es freut uns, bei unseren Abonnenten ein solches Interesse für die Räthsel zu finden.
Mehrere Abonnentinnen in Ch. Es ist uns vorläufig nicht möglich Ihren Wunsch zu berücksichtigen, da die Anleitung und Bezeichnung zu dergleichen einen unverhältnißmäßig großen Raum beanspruchte. Das Supplement vom August 1859 brachte das Gemüth im Schnitt mit Silberdessins, und ist dadurch ebenfalls Gelegenheit zu einer hübschen Handarbeit geboten.
Fr. P. K. in S. Es werden das Gemüth bald möglichst erhalten.
Fr. J. H. in D. Von dem Eingekommenen können wir jetzt keinen Gebrauch machen. Ihr Wunsch soll sobald als möglich erfüllt werden. Hinsichtlich Ihrer Anfrage sind wir der Ansicht, daß der Herr zuerst an die Dame, dann aber auch allerdings an den mit ihr vergärtigen Herrn zu wenden hat.
Fr. W. B. in W. Nur eine verhältnißmäßig sehr kleine Zahl von Abonnenten dürfte das Instrument spielen, und liegt daher die Composition für dasselbe nicht im allgemeinen Interesse.
Fr. U. v. C. in W. Fr. G. T. in St. G. Ja.
Fr. v. T. in N. Die farbigen Unterzüge erscheinen täglich mehr in Gunst der eleganten Welt. Ein Beweis dafür sind die neuesten fortwährend in diesem Artikel erscheinenden. Der Unterrock in Schwarz, der dieser zweckmäßigen Mode die Bahn brach, ist längst verdrängt durch die Zusammenstellungen, von denen die letzte eine neue la jupe albanaise genannt ist. Es ist ein aus dunkelgrauem, weichem englischen Stoff mit Streifen in Warron und Schwarz, Blau und Weiß, Violet und Weiß u. s. f. In Größe trägt man stets die zu dem Unterrock passenden weiten Strümpfe, und glauben wir, daß die praktische Mode auch bei uns Weisheit finden wird.
Baroness v. K. in W. Wenn auch die emalten und vergoldeten Hirschfingerringe und Agraffen so großen Beifall finden, sie werden den Schmuck nie ganz verdrängen, und möchten wir Ihnen für die Haus- und Promenadenkleider eher zum Tragen der letzteren rathen, da sie den Gebrauch durchaus nicht leiden, und überhaupt härter und solider gearbeitet sind, als Sachen in Bronze und Emaille. Man hat jetzt Parüren in Stahl, aus Schmale, Brode in einem Paar Agraffen bestehend, die mit schwarz Sammetbändern als Armbänder getragen werden. Im Augenblicke zieht man den glänzendsten einfachen Stahlenschmuck jenem ein mille vor.
Fr. B. v. G. in B. bei K. Ueber den Anschluß des Häkelmusters zur Welt auf Seite 136 des Jahrgangs 1859 können wir Ihnen dreifachen Rath theilen. Jedenfalls ist der durch äußeren großen Sterne gebildete Strang mit eingeknüpfter Franse ganz Genzen völlig entsprechend, und die Ihnen der hiermit gewonnene Strang durch die auf Seite 235 des Jahrgangs 1858 gegebene gehäkelte Franse gemäßen veranlaßt. Es ist doch auch ebenfalls zulässig, durch zufügen voll halben Sternen und den (den) Viertheilen von Sternen den äußeren Rand der Decke gebildet; die Sterntheile werden in diesem Fall ebenfalls vom Mittelpunkte aus begonnen und in hin- und hergehenden Touren gehäkelte. Eine andere Art, den Rand gerade zu bilden zeigt Ihnen ebenfalls die oben erwähnte gehäkelte Franse mit der den Sternen sich anschließenden kleineren düre oder Spitze, an deren Spitze folgen sich auch zugleich eine Franse schlingen läßt.
Fr. D. N. in A. Für Ihre Mittheilung heißen Dank. Von dem Eingekommenen bedauern wir keinen Gebrauch machen zu können, da wir nur Druckarbeiten bringen.